Heimatkunde

für das

Gymnasium Augustum

der Stadt

Görlitz.

Zweiter Teil.

Einzelschilderungen.



Görlitz.
Druck von Hoffmann & Reiber
1902.

Als Manuskript gedruckt!

Inhalts-Verzeichnis.

I.

Aus der ältesten Geschichte von Görlitz.*)

Die ältesten nachweisbaren Bewohner unserer Oberlausitz waren Deutsche und zwar Semnonen. Von ihnen rühren höchst wahrscheinlich die vielen Gräberfelder her, die sich bei fast allen bewohnten Orten vorfinden. Man hat ja seit mehr als hundert Jahren viele dieser uralten Kirchhöfe ausgegraben, und in den hiesigen Sammlungen können wir uns ja ein anschauliches Bild von den Urnen und Beigaben, die man den Toten in das Grab mitgab, verschaffen. — Im 6. oder 7. Jahrhunderte nach Christi rückten nun infolge der Völkerbewegung, welche man als „Völkerwanderung" bezeichnet, Slaven ein, und zwar war es ein Wendenstamm, genannt die Milzener, die unsere jetzige Oberlausitz besetzten. Freilich wurde nicht die gesamte Markgrafenschaft Oberlausitz von ihnen bewohnt, vielmehr blieb ein grosser Teil derselben von Ansiedlern überhaupt leer. Es ist durch eingehende Untersuchungen festgestellt, dass die Wenden im Osten unserer Landschaft vom Queiss an bis etwa an den Rotstein nur einen schmalen, offenen und zugleich verhältnismässig ebenen Strich Landes besetzt hielten, den im Norden die Görlitzer Heide und die Königshainer Berge, im Süden das ebenfalls waldbedeckte Hügel- und Bergland begrenzte. Nur an den Läufen der Flüsse wagten die Wenden weiter nord- und südwärts zu dringen. Im Westen der Oberlausitz, etwa vom Städtchen Reichenbach an, breiteten sich dagegen die Slaven in dem breiten, offenen, fruchtbaren Lande nach Nord und Süd aus. Deshalb finden sich auch noch heute in dieser Gegend die meisten Wenden und auch die meisten sogenannten Schanzen, auch Rundwälle genannt, welche ja nach Professor Virchows Untersuchung den Slaven zuzuschreiben sind. — Eine Art Zurückfluten der

*) Der Aufsatz stützt sich ganz und gar auf meine „Geschichte von Görlitz bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts" (Neues Lausitz. Magazin 70 (1894) S. 222—250) und die dort angezogenen Schriften.

deutschen Völker nach Osten hin begann nun bekanntermassen seit dem 10. Jahrhundert. Die sächsischen Könige und die streitbaren Markgrafen von Meissen begannen mit Heeresmacht die Bewohner unserer Gegend dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Bald nach dem Jahre 1000 war die Eroberung vollendet. Das Land hiess „Gau Milska“ oder nach der Hauptstadt und Stammesfeste „Gau Budissin“ (Bautzen). Mit dieser Unterwerfung war aber das Land noch keinesfalls ein von den Deutschen bewohntes. Zwar wurde das deutsche Recht eingeführt und die früher dem wendischen Adel gehörigen Grundstücke deutschen Rittern zu Lehn gegeben, aber die Mehrzahl der Bewohner blieb slavisch wie zuvor. Mit der Eroberung wurde nun auch das Christentum eingeführt. Von Meissen her, wo gegen das Jahr 970 von Otto I. ein Bistum gegründet worden war, wurde durch eifrige Apostel das Evangelium in unserem Lande verbreitet. Aber um sich verständlich zu machen, sahen sich die Geistlichen, ebenso wie die deutschen Ritter genötigt, wendisch zu lernen, das Deutschtum wurde durch die Kirche nicht sonderlich ausgebreitet. — Der Gau Milska gehörte zunächst zur Mark Meissen, 1076 kam er an Böhmen, 1086 als Mitgift an Wieprecht von Groitzsch, dann bis 1136 an dessen Sohn Heinrich von Groitzsch. Nachdem er sodann unter Markgraf Konrad dem Grossen wieder vorübergehend mit Meissen verbunden gewesen war, war er seit 1158 wieder böhmisch. —

Das Dunkel nun, das um unsern Ort Görlitz in dieser Zeit verbreitet ist, erhellt sich glücklicherweise durch eine Urkunde aus dem Jahre 1071. Dieselbe liegt im Meissener Stiftsarchive, ist auf Pergament geschrieben und hat ein wohlerhaltenes Siegel in braunem Wachse. In ihr schenkt der Kaiser Heinrich IV. am 11. Dezember 1071 dem Bistum Meissen 8 Königshufen im Dorfe Görlitz im Gau Milska, der damals unter dem Markgrafen Egbert II. stand. Diese Hufen hatte bis dahin mit anderem Besitz ein gewisser Ozer zu eigen gehabt, jetzt wurden ihm dieselben, weil er sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, genommen und dem Stifte Meissen gegeben.

Ozer war seinem Namen und auch den Besitzverhältnissen nach, die damals in der Oberlausitz herrschten, ein Deutscher. Mit Waffengewalt hatten ja die Deutschen etwa 70 Jahre vor Ozers Verurteilung das Land eingenommen und sofort das germanische Lehnswesen eingeführt. Danach gehörte aller Grund und Boden

dem deutschen Könige, dieser gab den meisten Besitz zu Lehn an deutsche ritterliche Mannen, die wohl sämtlich das neue Land mit erobert hatten. Die Lehnsinhaber mussten dem Landesherrn Lehnsdienste thun und konnten bei Vergehen gegen den Lehnsherrn ihres Lehens verlustig gehen. Als solch deutscher Lehnsmann besass nun Ozer in Görlitz ein stattliches Rittergut. Dasselbe hatte ehedem, bevor die neuen deutschen Herren in das Land drangen, ein wendischer Adliger im Besitz gehabt, er war jedoch durch die Eroberung des Gaus aus seinem Besitze vertrieben und ein deutscher Adliger, vielleicht der Vorfahr des Ozer, war an seine Stelle getreten. Auch seit dieser Zeit war die Bevölkerung von Görlitz wendisch geblieben und befand sich, wie zuvor, auch unter deutscher Herrschaft in völliger Hörigkeit oder Knechtschaft.

Acht Königshufen betrug das Rittergut in Görlitz. Es ist nun aus Urkunden und aus Grundstücksmassen, die sich bis auf die heutige Zeit erhalten haben, festgestellt, dass eine Königshufe zwischen 47 und 50 ha betrug. Ozers Gut wird also 386 bis 400 ha, d. h. etwa 1600 Morgen umfasst haben. Nun lässt sich mit Sicherheit gerade aus diesem Umfange des Gutes nachweisen, dass Ozers Besitz einem Teile der späteren Görlitzer Pfarrwiedemut, d. h. des Pfarrlandes entspricht.

Um 1071 nämlich wirkte der Sorbenapostel Benno, Bischof von Meissen, in unserem Lande. Er bereiste seinen ausgedehnten Bezirk und predigte das Wort Gottes in wendischer Sprache, auch liess er nach der Überlieferung, die sicher richtig ist, an verschiedenen Orten der Oberlausitz Kirchen bauen. Als nun dieser für die Christianisierung der Oberlausitz so thätige Bischof solch einen ansehnlichen Besitz in Görlitz vom Landesherrn geschenkt bekam, was konnte da näher liegen als hier eine Kirche zu bauen und sie mit reicher Länderei auszustatten? Die älteste Kirche in Görlitz ist nun die Nikolaikirche. Deren Pfarrer besass bis zu Luthers Zeiten umfangreiche Ländereien, die sich von der Nikolaivorstadt nach Norden bis an die Fluren von Ebersbach und Klingewalde erstreckten. Dazu gehörte ein stattlicher „grosser und starker Wirtschaftshof", zugleich die Wohnung des Pfarrers, gelegen auf der Westseite der Nikolaikirche. Diese Wiedemut (ohne das Gebäude) kaufte im Jahre 1508 der Rat zu Görlitz von dem damaligen Pfarrer Martin Faber mit Zustimmung des Bischofs von Meissen für ein Spott-

geld. Nun ist es doch sehr merkwürdig, dass derjenige Teil der Feldmark Görlitz, welcher von der Stadtlage nordwärts bis zur Klingewalder Flur und von der Neisse westwärts bis zur Ebersbacher Grenze sich ausdehnt und in welchem ehedem die Pfarrwiedemut lag, einen Flächeninhalt von etwa 400 Hektaren umfasst, d. h. soviel, als die Ozerschen 8 Königshufen betrugen. Dazu kommt die überraschende Thatsache, dass sich noch heute nach 830 Jahren 3 Königshufen nördlich der Heiligen-Grabstrasse in ihren alten Grenzen und Berainungen, die sie 1071 hatten, nachweisen lassen. Damit ist also ausgemacht, dass das Ozersche Rittergut oder vielmehr jene Schenkung vom Jahre 1071 den Anlass zur Stiftung von Pfarrländereien und zur Erbauung der Nikolaikirche gab. Die Nikolaikirche — natürlich gilt das nicht von dem jetzigen Kirchgebäude — ist also sicherlich um das Jahr 1100 erbaut und kann somit auf ein Alter von 800 Jahren zurückblicken.

Das Ritterguts- beziehungsweise Pfarrgebäude bestimmt natürlich die Lage des alten Dorfes Görlitz. Diese villa Goreliz haben wir nicht etwa innerhalb der späteren Stadt zu suchen, sondern an dem Bache Lunitz und in der Gegend des Steinweges und der Wallgasse. Noch heute weisen die vielfach gebogenen und krummen Strassen dieser Gegend auf ehemals wendische, nicht deutsche Bauart.

Ausser diesem Dörflein, dessen Entstehen gewiss in die fernste Vergangenheit zu setzen ist, stammt sicherlich auch die hölzerne Neissebrücke aus uralten Zeiten. Ihre Erbauung hängt wohl mit der Handelsstrasse zusammen, die seit unvordenklichen Zeiten von der Mitte Deutschlands, von der Saale und dann von der Elbe aus nach der Oder (Breslau) sich hinzog. Wir wissen aus C. Julius Cäsars Werken, dass schon im ersten vorchristlichen Jahrhunderte feste hölzerne Brücken in Gallien und Spanien sich vorfanden. Mit demselben Rechte können wir dies in so alter Zeit für unsere Gegend annehmen, sicherlich werden also schon die ältesten bekannten Einwohner unserer Heimat, die deutschen Semnonen, lange vor unserer Zeitrechnung an der jetzigen Stelle eine feste Holzbrücke über die Neisse gehabt haben.

Görlitz ist nun bis etwa um 1200 ein wendisches Dörflein geblieben, denn gegenteilige Nachrichten, die sich auf einen böhmischen Chronisten und auf die sogenannten Annales Fran-

ciscanorum (über dem Mönchsgestühl in der Oberkirche) gründen, haben neueren Untersuchungen nicht standhalten können.

Um den Anfang des 13. Jahrhunderts wurde nun südlich von dem Dörflein auf vorher kaum besiedeltem Boden von einwandernden Deutschen die Stadt Görlitz gegründet.

Zum Schlusse des 12. Jahrhunderts nämlich begann eine grossartige Auswanderung aus dem Westen Deutschlands allenthalben nach den mit Slaven bevölkerten östlichen Gebieten. Die deutschen und auch die slavischen Grossgrundbesitzer in der Oberlausitz, in Schlesien, in Böhmen und Mähren riefen zahlreiche Scharen fleissiger Deutschen aus ihren Sitzen im Herzen Deutschlands nach dem dünn bevölkerten und bisher wenig vorteilhaft bewirtschafteten Osten. Diese friedliche Einwanderung zahlreicher deutscher Kolonisten ist das wichtigste Ereignis für die Länder östlich der Saale und Elbe seit den Zeiten der Völkerwanderung. Der mit slavischer Zähigkeit noch immer beibehaltene Holzpflug machte nicht nur ein tieferes Aufreissen und Umstürzen des Ackerbodens unmöglich, sondern verhinderte auch das weitere Urbarmachen von steinichtem und wurzelvollem Neulande. Es gab in unserer Heimat bis gegen 1200 noch viel anbaufähiges, aber zur Zeit noch mit dichtem Walde bestandenes und gebirgiges Gelände. Die slavischen Gutsunterthanen bebauten die ihnen zugeteilten Äcker lass und träge, es waren ja nicht ihre eigenen Felder, jeden Augenblick konnten sie ihnen genommen werden. Da kamen aus dem wirtschaftlich entwickelten Deutschland aller Orten Auswanderungslustige, welche in der Fremde das Glück zu versuchen bereit waren. Sie alle brachten den im westlichen Deutschland längst üblichen, standhaften, tiefgreifenden Eisenpflug mit. Mit diesem verwandelten sie mit zäher, deutscher Ausdauer die ihnen in den Slavenländern angewiesenen Wald- und Gebirgsstrecken alsbald in fruchtbare und reichen Ertrag gewährende Ackerfluren und gründeten so unter den Slaven neudeutsche Dörfer. Wo wegen früherer wendischen Siedelungen sich neue Ortschaften nicht gründen liessen, da gestaltete man bisher slavische Dörfer nach deutscher Weise um; dies Verfahren nannte man: Dorfaussetzungen nach deutschem Rechte.

Es muss um damalige Zeit ein reges, nie gesehenes Leben auf der alten Handelsstrasse von Erfurt, Naumburg, Leipzig, Königsbrück, Kamenz, Bautzen, Löbau, Reichenbach, Görlitz, Lauban stattgefunden haben. Alle die ungeheuren Züge Aus-

wanderer, die unsere Heimat und Schlesien besetzten, zogen auf ihr dahin. Ein Teil der fremden Ankömmlinge breitete sich nördlich und südlich der Strasse (via regia) in der Oberlausitz aus und gründete deutsche Dörfer. Seit dieser Zeit bestehen die Ortschaften, deren Laut sofort deutsche Zunge verrät, Hennersdorf (Heinrichsdorf), Girbigsdorf, Ebersbach, Kunnersdorf, Rengersdorf (Reinhardsdorf), Paulsdorf u. s. w. In der Regel wurde nämlich das neue Dorf nach seinem ersten Dorfschulzen, der zugleich die Anlage besorgt hatte, benannt.

Mit diesem Auswandererverkehr auf der alten Landstrasse hängt es denn auch zusammen, dass gegen Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts in ziemlich gleichen Entfernungen von einander die ersten Städte in der Oberlausitz ausser dem alten Bautzen, nämlich Königsbrück, Kamenz, (Bautzen), Löbau und Weissenberg, Reichenbach, Görlitz und Lauban, entstanden. In denjenigen altslavischen Dörfern an dieser Strasse, in denen die Fuhrleute regelmässig Nachtquartier zu machen pflegten, siedelten sich natürlich auch deutsche Schänkwirte und Handwerker an und diese Stellen wurden am geeignetsten gefunden, um dort eine grössere deutsche Siedelung anzulegen.

Der Platz, wo jetzt unser Görlitz steht, musste aus verschiedenen Gründen zu einer Stadtanlage locken. Die uralte Brücke, die jeden Verkehr nach Schlesien von dem fernen Westen aus, weit nach Nord und Süd ohne Wettbewerb, hierher leiten musste, gab die Hauptbedingung für das Emporkommen einer Stadt. Ferner war Görlitz (abgesehen von Lauban) die am weitesten nach Osten vorgeschobene Stelle der zum deutschen Reiche gehörigen Oberlausitz. Am Queiss fing slavisches Land an, wo die herrschende Klasse die Slaven (Polen) waren.

Die Einwanderung der zahlreichen Deutschen in Schlesien bedingte natürlich vornehmlich in der ersten Zeit ein Einführen der zum Leben und zum Wohlbehageu nötigen Gegenstände, an die der Deutsche früher in seiner Heimat gewöhnt war. Sie mussten mit grossen Kosten und mit Verlust vieler Zeit aus dem fernen Westen nach Osten gebracht werden. Was war da natürlicher, als dass begüterte Kaufleute im Innern von Deutschland in dieser Zeit der Städtegründungen daran gingen ihre Geschäfte nach Osten zu verlegen, oder wenigstens ein Zweiggeschäft hier zu errichten, oder einem Gliede ihrer Familie, das sich selbständig machen wollte, die nötigen Mittel

zu einer „Handlung“ im fernen Osten zu geben? Zur Niederlassung schien aber unser Görlitz sehr geeignet; denn hier galt noch deutsches Recht, hier fand also der Kaufmann noch denselben Schutz wie vorher, während man bei einer Gründung eines Geschäftes im Slavenlande mindestens anfänglich sich der Gefahr aussetzte, dass man nach fremdem, ungewöhntem, vielleicht auch willkürlichem Recht behandelt würde. Die Lage von Görlitz hatte den Vorteil, dass es einmal nach der östlichen Oberlausitz seine Waren verkaufen konnte, dass es aber sodann auch als Absatzgebiet das Hinterland, die slavischen Gegenden jenseits des Queisses, d. i. Schlesien, hatte.

Diese Gründung der Oberlausitzischen Städte hat sich sicherlich ebenso zugetragen, wie die der vielen Städte in Böhmen und Schlesien zu derselben Zeit. Man sah dort gemeiniglich von der alten slavischen Niederlassung, die ja meist vorhanden war, ab und baute die Stadt in einer gewissen Entfernung vollständig neu auf. In der Mitte derselben steckte man ein gleichseitiges Viereck, den Markt, ab, in dessen Mitte wiederum das Rathaus mit Verkaufsstellen gebaut wurde. Nach den vier Himmelsgegenden liefen vom Markte die geraden Gassen aus, welche wieder von Quergassen durchzogen wurden.

Solch eine Stadtanlage stimmt nun auch genau für Görlitz: Der jetzige Untermarkt, ursprünglich der eigentliche und einzige Markt, ist viereckig, das Rathaus steht jetzt zwar nicht mehr in der Mitte, dafür aber lag dort in ältester Zeit das Kaufhaus, aus dem sich sonst das Rathaus zu entwickeln pflegte, nach Norden führt die Peters- und Jüdengasse, nach Süden die Weber-, nach Westen die Brüdergasse, bei der Gasse nach Osten hin, der Neissegasse, hielt man, um die Steigung von der Brücke aus möglichst zu vermeiden, mehr nordöstliche Richtung ein. Neben der neugebauten Stadt Görlitz lag das slavische Dorf Görlitz.

Die Ausdehnung der Stadt, wie sie um 1200 gegründet wurde, war nicht die der heutigen Altstadt, sondern der ganze Obermarkt und die nördlich und südlich von ihm gelegenen Strassen befanden sich ausserhalb der ursprünglichen Stadtanlage. Dieselbe war also begrenzt im Osten von der Neisse- und Hothergasse, im Norden vom Nikolaigraben, im Westen etwa von der Büttner- und Plattnergasse, im Süden von der Elisabethstrasse und ihrer östlichen Fortsetzung.

Grosse und geräumige Kaufmannshäuser wurden erbaut, die, wie teilweise noch heute, von einer Gasse bis zur andern gingen; inmitten des (Unter-) Marktes führte man die öffentlichen Gebäude auf, hier stand das Kaufhaus, hier die Wage, hier wurden auch den Handwerkern und Krämern ihre Stände gegen eine Abgabe angewiesen. Die Stadt wurde mit Mauern umgeben, die wahrscheinlich auch gleich anfangs hie und da mit Türmen besetzt waren. Während früher die alte Handelsstrasse durch die Hotherstrasse über den Nikolaigraben und durch den Steinweg ging, leitete man sie natürlich jetzt durch die Neissestrasse herauf durch die Stadt.

Aus alle dem sieht man, dass man gleich anfangs viel Mittel zur Verfügung hatte. Es waren eben die ersten Erbauer unserer Stadt geldkräftige Grosskaufleute, die Görlitz zu einer Art Stapelplatz zwischen dem alten deutschen Lande und den neuen deutschen Kolonisationsländern machten.

Das Recht des Marktes, das ja mit jeder Stadt verknüpft war, und die zweifelsohne gleich anfangs betriebene Bierbrauerei bewirkten, dass die Masse der Leute, die neu in der Umgebung der Stadt sich angesiedelt hatten, in die Stadt strömten, ihre Erzeugnisse hereinbrachten und auch das Kleingeschäft sich hob. Endlich ist aber gleich zu Anfang eine lohnende industrielle Thätigkeit in unserer Stadt in Wirksamkeit getreten, die Tuchmacherei. Zwar trugen die Slaven kaum wollene Kleider, sondern sie begnügten sich mit dem Linnengewebe, aber die eingewanderten Deutschen waren schon an die wärmeren und in gefälligen Falten herabfallenden wollenen Stoffe gewöhnt. Daher fanden die eingewanderten Tuchmacher in Görlitz ein reiches Absatzgebiet nach der Oberlausitz und nach Schlesien und Polen.

So erhob sich bald nach ihrer Gründung unsere Stadt durch Grosshandel, durch die Industrie, den Marktverkehr und den Kleinhandel, dazu auch durch das einträgliche Bierbrauen zu nicht unbedeutender Blüte.

Ein Beweis dafür ist der Umstand, dass schon ein paar Jahrzehnte nach Erbauung der Stadt ein Gotteshaus in der Stadt errichtet wurde, die Peterskirche. Dass dieselbe uralt sei, womöglich aus dem 10. Jahrhundert stamme, ist eine unhaltbare Sage, ebenso unrichtig ist es, für die unterirdische Krypta, die St. Georgskapelle, ein höheres Alter anzunehmen. Der Baustil des ältesten Restes unserer prächtigen Hauptkirche, der vornehmlich

in dem schönen Eingangsportale zum Ausdruck kommt, weist auf die Uebergangszeit des romanischen zum gotischen Stile hin, d. h. eben auf die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. Man hatte ja nun gleich bei Gründung der Stadt, um seine religiöse Andacht zu befriedigen, die Nikolaikirche zur Verfügung. Aber, wie es scheint, passte es den reichen Handelsherrn nicht, in die Dorfkirche ausserhalb der Stadt zu gehen und mit den Wenden in demselben Gotteshause zu sitzen, deshalb schuf man sich mit grossen Kosten eine Stadtkirche. Freilich der Hauptpfarrer blieb draussen bei der Nikolaikirche wohnen, und diese blieb noch bis zu den Zeiten der Reformation die Hauptkirche.

Görlitz ist von jeher eine Handelsstadt gewesen, für den Ackerbau fehlte ihr fast jede Flur. Die Ländereien nach Ludwigsdorf, Klingewalde und Ebersbach hinaus gehörten zu dem alten Dorfe Görlitz und befanden sich seit 1071 im Besitz des Bischofs von Meissen, der zunächst aus ihnen eine Pfarrwiedemut herausschnitt, das andere Land aber zweifelsohne auf Erbpacht gegen Erbzins ausgab. Auch was sonst von Görlitzer Feldmark noch übrig blieb, wurde nicht von der Stadt aus bewirtschaftet. Vielmehr lagen wohl schon vor den Zeiten der deutschen Einwanderung um Görlitz noch ein paar Dörfer, die freilich ausser dem Wirtschaftshofe kaum noch ein paar Arbeiterhäuser an Gebäuden hatten und die bald zur Vorstadt gezogen wurden. Es sind das 1) Clepphelswalde rechts der Neisse um den Rabenberg, 2) Kunstinsdorf, d. i. Konstantinsdorf, durch Verballhornisierung schon um 1400 Konsulsdorf (woher die Bezeichnung Konsulstrasse), umfassend die Gegend von der jetzigen Moltke- bis etwa zur Berlinerstrasse, 3) ein Vorwerk an der Stelle des jetzigen Gymnasiums, 4) mehrere Höfe in der Gegend der Kröl- und Bautzenerstrasse.

Von Bedeutung für unsere Stadt war es, dass vor den Mauern derselben, wahrscheinlich seit 1234, ein Kloster gebaut wurde. Es waren die Franziskaner und zwar die sogenannten Minnerbrüder oder Minoriten, schlechtweg auch Brüder genannt, welche damals hier wie auch in vielen anderen Städten Klöster gründeten. Sie ernährten sich durch Betteln, trugen auf dem blossen Leibe eine lange Kutte von grobem, braunem Tuche, dazu eine Kappe, welche nach Umständen über den Kopf gezogen werden konnte. Über den Rock banden sie einen dicken, knotigen Strick, sie durften nur in Holzpantoffeln ohne Strümpfe gehen.

Nach der Inschrift über dem Mönchsgestühle in der Oberkirche gaben Adlige, genannt Wirsing, den Brüdern ihr Eigentum als Bauplatz. Am 20. August des Jahres 1245 war das Werk soweit gediehen, dass die Klosterkirche vom Bischof Konrad von Meissen zu Ehren Mariä und des heiligen Franziskus geweiht wurde. Seit dieser Zeit wird immer in Görlitz am Montag nach assumptio Mariae, welcher im Jahre 1245 auf den Tag nach der Weihe fiel, der Kirmesmarkt abgehalten.

Die Erbauung des Klosters ist dann jedenfalls mit Veranlassung zu der Erweiterung der Stadt gewesen. Durch den regen Handel und Wandel, vielleicht auch durch neue Zuzüge von Westen her wuchs die Bevölkerung unserer Stadt etwa nach 50 Jahren ihres Bestehens derart, dass die ursprünglichen Grenzen keinen Raum für neue Häuser boten. Den Mönchen mochte auch daran gelegen sein, in die Stadtmauer mit eingeschlossen zu werden. Man nahm daher eine Erweiterung der Stadt vor. Damals wurden der Obermarkt, die Nonnen-, die Stein-, die Breite-, die obere Langegasse erbaut und die Stadtmauer, die bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ja zum Teil bis jetzt sich erhalten hat, in der Ausdehnung errichtet, wie sie ja alte Görlitzer noch kennen.

Wir hatten oben gesehen, dass die Oberlausitz seit 1158 böhmisch war. Bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts überliess König Ottokar II. von Böhmen unser Land dem Markgrafen Otto III. von Brandenburg aus dem Hause Askanien, dem Gemahle seiner Schwester Beatrix, und zwar als Pfand für deren Aussteuer, welche aus 10000 Mark bestand. Man hat früher hauptsächlich auf Grund der mehrfach erwähnten Gestühlinschrift in der Oberkirche fälschlich angenommen, dass schon 1231 dieser Herrenwechsel eingetreten sei. Jetzt verteidigt niemand diese Meinung mehr. — Otto III soll denn auch die Stadterweiterung in Görlitz vorgenommen haben. Grösser ist sein Verdienst um die Entwickelung der Stadt durch den Staatsvertrag, den er mit seinem Bruder Johann I. 1266 schloss, der aber erst nach beider Tode durch die beiderseitigen Söhne am 1. Mai 1268 vollzogen wurde. Während Otto und Johann nämlich in Eintracht lange Zeit alle ihre Länder gemeinsam regiert hatten, wurden durch diesen Vertrag dieselben geteilt. In der Oberlausitz bildete die Teilungslinie das Löbauer Wasser von der Quelle bis zur Mündung. Seitdem zerfiel die Oberlausitz in zwei Hälften, eine westliche „das

Land Budissin", eine östliche „das Land Görlitz". Es giebt in der ganzen älteren Geschichte der Oberlausitz und insonderheit der Stadt Görlitz kein Ereignis von so weittragendem Einflusse als diese Teilung im Jahre 1268. Unsere Stadt, die sich bis dahin von den übrigen Städten des Landes im wesentlichen nicht unterschieden und der Stadt Bautzen an Rang und Bedeutung unzweifelhaft nachgestanden hatte, wurde jetzt der Mittelpunkt für die Verwaltung der östlichen Hälfte, d. h. eine zweite Hauptstadt. Nach der Trennung des Landes bekam in Görlitz ein landesherrlicher Beamter, der Landvogt, seinen Sitz. Er wohnte auf dem „Voigtshofe" neben der Peterskirche, und jetzt seit 1268 stand dort ein Gebäude, welches man wohl als eine landesherrliche Burg bezeichnen kann, das aber in den Quellen einfach als „der Hof" oder „des Voites Hof" benannt wird.

Görlitz hat die günstige Stellung, die ihm seit 1268 zu Teil geworden ist, auch nachdem die Oberlausitz wieder vereinigt wurde, nicht wieder verloren. Ja es lief dem alten Budissin (Bautzen), das ja immer als Hauptstadt der Oberlausitz galt, bald an Grösse, Reichtum und politischer Macht den Rang ab. Und als 1346 der berühmte Sechsstädtebund geschlossen wurde, nahm es sofort eine leitende Stelle ein. Noch heutzutage ist es die grösste und reichste Stadt der Oberlausitz, und wenn dazu auch wesentlich die Verhältnisse im neunzehnten Jahrhundert beigetragen haben, so kann man doch die Wohlhabenheit und das Ansehen unserer Stadt in den jetzigen Tagen sozusagen als eine Fortsetzung früherer Jahrhunderte und als Erfolg der mühsamen und rastlosen Thätigkeit der Görlitzer Bürger in dem ersten Jahrhunderte des Bestehens der Stadt betrachten. —

Professor Dr. Jecht.

II.

Der Sechsstädtebund und der Pönfall.*)

Im Jahre 1346 traten die fünf Städte des Markgrafentums Oberlausitz: Bautzen, Görlitz, Lauban, Kamenz, Löbau, sowie das damals noch zu Böhmen gehörige Zittau zu dem berühmten Sechsstädtebündnisse zusammen, das den Grund zu den nachmaligen eigentümlichen Verfassungsverhältnissen des Landes legte. Der Wortlaut der Urkunde beweist, dass der Bund zunächst nur darauf berechnet war, einen gemeinsamen Schutz und Schirm zur Bekämpfung von Friedebrechern und Strassenräubern zu haben, es zeigt sich anfänglich nicht die geringste Spur von einer Bundesverfassung. Das Bündnis wurde 1350 erneuert; fünf Jahre später forderte der Kaiser Karl die Sechsstädte nicht nur persönlich zur rücksichtslosen Ausführung ihrer schon gefällten Achtssprüche auf, sondern erteilte dem Bunde auch für die Zukunft die weitgreifendsten Befugnisse. Er setzte den Bund zum Hüter des Rechts und Gesetzes, der Ordnung und des Friedens im ganzen Lande; er gab ihm die Vollmacht, „des Königs Acht“ über jeden auszusprechen, der den Anordnungen der Städte inbetreff der Ächter nicht Folge leistete, und sofort auch „in des Königs Namen“ das Urteil zu vollstrecken. Er machte die Bürger dem Adel gegenüber zu Klägern, Richtern und „Gerichtsvollziehern“ in einer Person.

Der Bund der Sechsstädte fand besonders seinen Ausdruck in den Städtetagen, die, vielfach zugleich mit den Ständetagen, so oft Bedürfnis vorlag, meist in dem in der Mitte des Landes gelegenen Löbau abgehalten wurden. Hier wurde zunächst über den Landfrieden beraten, sodann über Heerfahrten, welche man zur Sicherung desselben unternahm; bald aber entfaltete sich die Thätigkeit des Bundes und der Versammlungen auch nach den verschiedensten Richtungen. Die Entstehung neuer unbefugter Märkte, Hinderung von Strassen durch benachbarte Fürsten oder

*) In der Arbeit sind vornehmlich die Forschungen von Knothe benutzt.

Städte, Auferlegung neuer Steuern durch den König, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Städten, Aufnahme eines neuen Landvogtes, Zwistigkeiten zwischen Landschaft und Städten, sogar kirchliche Angelegenheiten wurden schon früh vor das Gericht der Städtetage gebracht. Kein Wunder, dass die Sechsstädte sich bald zu einer anerkannten politischen Macht emporschwangen; vornehmlich in den Stürmen des Hussitenkrieges, der ja die Oberlausitz als Nachbarland Böhmens auf das Fürchterlichste heimsuchte, bestand die Vereinigung ihre Probe auf das Glänzendste.

Was nun die Stellung der einzelnen Städte untereinander anbetrifft, so wurde nach einem Gewohnheitsrechte das uralte Bautzen, das ehedem in wendischer Zeit sicher die Hauptstadt des Landes gewesen war, als Vorort betrachtet. Freilich blieb das nicht ohne Widerspruch. Schon sehr frühe nämlich wurde die Stadt an der Spree von dem ungleich regsameren Görlitz durch Wohlstand und zähe politische Geschicklichkeit überflügelt, und im Gefühle seiner Kraft machte das letztere dem alten Budissin die Führerschaft streitig; auch das ebenfalls reiche Zittau griff in diese Rangstreitigkeit ein, indem es gegen Bautzen, noch öfter aber gegen das etwas rücksichtslose Görlitz kraftvoll auftrat. Die Not der Zeit und die bundestreue Vermittelung der anderen Städte, sowie auch die uneigennützige Mitwirkung des Adels haben aber mehr als einmal — am schlimmsten war die Gefahr in dem Bierkriege zwischen Zittau und Görlitz — den drohenden Zerfall des Sechsstädtebündnisses abgewendet.

Die Glanzzeit des Bündnisses reichte von 1346 bis 1546. In diesem 200jährigen Zeitraume entwickelten sich die Städte zu einer stetig steigenden politischen Macht. Gestützt auf den grossen Wohlstand ihrer Bürger, auf ein geordnetes Finanzwesen der Gemeinden, auf eine stattliche Truppenmacht und eine kraftvolle kluge politische Thätigkeit bieten sie ein erfreuliches Bild von dem, was freie Bürger deutscher Städte im Mittelalter zu leisten vermochten. Es zeigte sich auch neben diesem Streben nach äusserer Macht frühzeitig ein gebildeterer Sinn und ein höheres geistiges Interesse. So entstanden in den Städten mit dem Ausgang des 15. und in dem 16. Jahrhunderte jene schönen Bauwerke, die wir heute noch bewundern. Freilich fehlt auch die Kehrseite nicht. Pochend auf landesherrliche Privilegien und ihre finanzielle Kraft, hielten sich unsere Ober-

lausitzer Städte nicht immer frei von Übergriffen. Vornehmlich hat ihre allzustrenge Ausübung der Gerichtsbarkeit — besonders that sich hier das rücksichtslose Görlitz hervor — häufig genug dem Adel des Landes gerechten Anlass zur Klage gegeben. Anderer Zündstoff kam hinzu. So wurde die ganze Zeit nach dem Hussitenkriege trotz des äusseren Friedens von einem langwierigen inneren Zwiste zwischen Adel und den Städten ausgefüllt. Überall siegten die Städte, und da sie auch dem fernen böhmischen Landesherrn gegenüber sich eine weitgehende Selbständigkeit zu erringen wussten, so waren sie fast freie Reichsstädte, die nicht nur hinter ihren Mauern, sondern auch im ganzen Lande ungehindert schalteten und walteten. Doch der vielfach hierdurch erzeugte Übermut rächte sich auf das Allerempfindlichste. Es trat der „Pönfall" ein.

Im Jahre 1546 nämlich hatten während des schmalkaldischen Krieges die Oberlausitzer ihrem Landesherrn ihre Truppenmacht zur Verfügung stellen müssen. Da wollte es eine Kette von Missverständnissen, an denen freilich der Oberlausitzer Adel nicht ganz unschuldig war, dass die Städte in Unkenntnis über die ganze Lage grade am Tage der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg ihre Söldner abriefen. Der zunächst gewiss berechtigte Zorn des Landesherrn über dies Gebaren wurde vom Adel künstlich angefacht und der König, der bei ruhiger Erwägung der Umstände von der Unschuld der Städte sich hätte überzeugen können, verhängte über dieselben ein vernichtendes Strafurteil. Der „Pönfall" war eine nicht ganz unverdiente Strafe der Städte wegen ihres Übermutes, im übrigen aber die Verurteilung in der Form nicht gerecht und mindestens zu hart. Man behandelte die Oberlausitzer Städte ebenso wie die offenbar schuldigen Böhmen als Hochverräter. Es wurden den Sechsstädten alle ihre Besitzungen, ihre politischen Rechte, ihr ganzer Einfluss ausserhalb und zum Teil auch innerhalb ihrer Stadtmauern mit einem Male genommen, sie wurden zu königlichen Krondomänen herabgedrückt. Sie wären für alle Zeit zur Ohnmacht verurteilt gewesen, wenn nicht bei der königlichen Regierung zu Prag das Bedürfnis nach Geld sich noch mächtiger erwiesen hätte als alle Grundsätze. Dies erkannten die Städte gar bald und nützten es so weislich, dass sie bereits innerhalb der nächsten zehn Jahre mittels unaufhörlicher Bittschriften und mittels immer neuer Barzahlungen einen grossen Teil der ihnen entrissenen Güter

und Rechte wieder an sich brachten. Der Bund der Sechsstädte überdauerte diese schlimmste Zeit, welche je die Oberlausitz erlebt hat, er trat für die späteren Zeiten in eine friedliche Stellung zu dem Adel des Landes und wirkte im treuen Vereine mit demselben zusammen, wenn es galt, die besondere Landesverfassung und die eigenen Gesetze zu schützen. Die immer mehr erstarkende Fürstengewalt in Deutschland freilich verhinderte, dass er jemals wieder wie in den ersten zwei Jahrhunderten seines Bestehens sich mit Fragen der hohen Politik beschäftigte und dass die Städte je wieder die alte (vielleicht auch zu weitgehende) Selbständigkeit erlangten, aber es blieb jederzeit für sein Wirken noch genug Raum übrig.

Der Lauf der Weltgeschichte hat dann im Jahre 1815 der Verbindung der Sechsstädte für immer ein Ende gemacht, die zwei Städte Görlitz und Lauban wurden dadurch, dass sie zur preussisch-brandenburgischen Monarchie geschlagen wurden, von ihren vier anderen Schwesterstädten, welche bei dem Königreich Sachsen verblieben, getrennt. Die letzte gemeinschaftliche Sitzung der sechs Schwestern fand zu Löbau am 23. September 1814 statt. Das Volk erzählt, dass der alte Pokal, aus dem die Vertreter der Städte seit Jahrhunderten sich wacker zugetrunken hatten, am selben Tage einen Sprung bekommen habe.

Professor Dr. Jecht.

III.

Die Zerstörung von Neuhaus 1368.

Neuhaus, ein Flecken in der Heide am rechten Ufer der grossen Tschirne gelegen und seinem Erbauer, dem Herzog Bolko von Schweidnitz, zugehörig, war den Görlitzern ein rechter Dorn im Auge, da die nach Polen ziehenden Fuhrleute weit lieber durch diesen Ort ihren Weg nahmen, als durch Görlitz, wodurch sich unsere Stadt in ihrer Strassengerechtigkeit bitter gekränkt fühlte. Ganz gewiss wären die allzeit kampfbereiten Görlitzer schon lange mit gewaffneter Hand gegen den Flecken vor-

gegangen, wäre nicht der Besitzer desselben, Bolko von Schweidnitz, ein vertrauter Freund des Landesherrn der Stadt Görlitz, Kaiser Karls IV., gewesen. Kaum aber hatte Bolko im Jahre 1368 seine Augen geschlossen, da dachten die Görlitzer daran, Neuhaus zu zerstören. Doch sie hatten nicht Lust, allein auf sich die Verantwortung für diesen Gewaltstreich zu nehmen. Sie forderten daher die seit 1346 mit ihnen verbündeten Städte Zittau, Lauban, Löbau, Bautzen und Kamenz auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; doch diese lehnten das als ein höchst bedenkliches Unternehmen ab. Da griffen die Görlitzer zu einer List. — Ich werde nun den weiteren Verlauf nach dem Wortlaute des Chronisten erzählen. Man wird danach von der höchst drolligen Erzählungsweise im 14. Jahrhunderte eine kleine Probe bekommen. Die Görlitzer schickten ihren Stadtschreiber „nach der Zittau“, der sprach: „Liebe Herren, meine Herren lassen Euch anzeigen, wie sie einen Ort ausgekundschaftet haben, wo man Eure und unsere Feinde hauset und beherbergt, wir bitten Euch um eine kleine Hilfe; denn es wollen meine Herren selbst das Beste dabei thun.“ Damals hatten nämlich die Städte überall gegen Wegelagerer zu kämpfen. — Da sagten die Zittauer: „Wo will man uns hinführen?“ Da sprach der Görlitzische Stadtschreiber: „Liebe Herren, es ist so heimlich, dass es auch etliche Herren in unserem Rate nicht wissen; und ich besorge mich, so ichs sagte, ich möchte zu Schanden werden. Sie wollen Euch aber dahin führen, dass sie es wohl verantworten können. Ich bin auch schon bei den anderen Städten gewesen, die auch gerne kommen wollen.“ (Solches war aber erlogen). Da berieten sich die Herren in Zittau und sprachen: „Wir wollen ebenfalls kommen; doch wir versehen uns, Ihr werdet die Unserigen so an den Ort führen, dass sie es werden verantworten können.“ Da sprach der Stadtschreiber: „Wir bitten, meine Herren, dass ihr aufs Allerstillste wollet nach Görlitz kommen, Abends im dunkeln, dass nichts verraten werde.“ — Hierauf ritt der Stadtschreiber gen Löbau, Budissin und zu den anderen Städten und beredete sie auf gleiche Weise wie Zittau. Nun kamen die Städte alle nach Görlitz mit ihren Truppen und sie zogen um Mitternacht mit den Görlitzern ab auf die Heide vor Neuhaus im gewissen Glauben gegen Strassenräuber zu ziehen. Die Görlitzer stiessen das Städtchen an und verbrannten es. Sie fielen auch auf ihrem Rückwege Fuhrleute, die auf der Strasse

nach Neuhaus zu fahren wollten, an und bunden und koppelten die armen Leute zusammen und führten sie mit Wagen und Pferden gen Görlitz. Sie wollten auf diese Weise den Fuhrleuten einen Schrecken einjagen, dass sie diese Strasse vermieden. — Nun klagete Frau Agnes, Herzogin von Schweidnitz, die Sechsstädte in Prag an bei dem Erzbischof Johann, der damals für den abwesenden Kaiser Karl die Regentschaft führte. Der forderte die Städte vor und sprach im Zorne: „Ihr Herren, wer heisst Euch der Frauen Herzogin solche Gewalt antun, dass Ihr ziehet auf ihr Gut und brennet ihr ein Städtchen darnieder. Ihr habt arme Leute am Stricke nach Görlitz gefuret als die Diebe." — Da sprachen die andern Städte zu den Görlitzern: „Ihr habt uns verführt und wollet uns auch verantworten." Da hub der Stadtschreiber von Görlitz an zu lesen einen Brief, dass man zu Neuhaus hätte geheimet und gehauset Mordbrenner und Mörder. Da sprach der Erzbischof, es wäre gelogen und nicht wahr. Die andern Städte sprachen: „Gnädiger Herre, höret, wie wir armen Leute dorzu gebracht sind," und huben an zu erzählen. Und das kunnte alles nichts helfen; die Abgesandten wurden als Gefangene auf dem Rathause zu Prag gehalten, hatten dort eine sunderliche Stube. Endlich wurden sie entlassen; sie sollten aber nach der Schweidnitz zur Herzogin Agnes ziehen, allda ihre Gnade zu erlangen. In Schweidnitz mussten sie versprechen, dass sie keine herzogliche Strasse hindern wollten, in Prag aber erlangten sie nur Huld dadurch, dass sie 1600 Schock Groschen, d. i. ungefähr 100000 M., bezahlten. — Zu dem musste man Neuhaus wieder aufbauen, aber bald kauften die Görlitzer das Städtchen und brachen es nunmehr völlig ohne jemandes Einspruch ab.

Professor Dr. Jecht.

IV.

Herzog Hans von Görlitz.

Vom luxemburgischen Hause haben vier Glieder auf dem deutschen Kaiserstuhle gesessen, Heinrich VII., Karl IV., Wenzel und Sigismund. Die Macht dieses Geschlechtes schreibt sich vornehmlich daher, dass Johann, der Vater Karls IV., durch eine Heirat das Königreich Böhmen und sodann seine Nebenlande Schlesien und die Oberlausitz erwarb. Den höchsten Glanz erreichte das Geschlecht durch den schlau berechnenden Karl IV., nach seinem Tode fand ein Niedergang statt. Von seinen drei Söhnen ist der am wenigsten gekannte Hans von Görlitz.

Geboren im Jahre 1370 wurde er erst $6\frac{1}{2}$ Jahr alt von seinem vorschauenden Vater zu einem Herzoge von Görlitz bestimmt. Zu seinen Landen gehörten ausser der Stadt und dem Weichbilde Görlitz noch die drei Herrschaften Muskau, Penzig und Seidenberg, ferner der östliche Teil der Niederlausitz. Er verheiratete sich mit einer schwedischen Prinzessin und hatte eine Tochter, Namens Elisabeth. So oft er sich in Görlitz aufhielt — in manchen Jahren freilich sah ihn seine Hauptstadt ganz und gar nicht — bewohnte er das weitläufige herzogliche Schloss, das sich ehedem vom dicken Turme bis auf den Fischmarkt erstreckte. Seine Hofhaltung kostete natürlich seine getreue Stadt viel Geld; ein Fest jagte das andere, von allenthalben strömten Adlige und Fürsten zusammen, um dort vor schönen Frauen glänzende Turnierspiele abzuhalten. Man kann wohl die kurze Zeit des Aufenthalts unseres Hans als die geräuschvollste in der Görlitzer Stadtgeschichte bezeichnen. Freilich die Kehrseite fehlte auch nicht: Ausser dass der Herzog immer sehr geldbedürftig war, griff er auch oft willkürlich in die Verwaltung, in das Rechnungswesen und in das Gericht der Stadt ein; auch bei einem ärgerlichen Streite, der damals in der Stadt zwischen den Franziskanermönchen und den anderen Geistlichen herrschte, erfuhr man seinen Einfluss. Fürsorge für die Stadt war es, wenn er sie zu einem Bischofssitze zu erheben gedachte und wenn er

sie in ihrem sehr einträglichen Vorrechte des Waidstapels schützte. An seinen Namen ferner knüpft sich die Vertreibung der Juden im Jahr 1389 und 1395 — freilich auch hier suchte er aus dem eingezogenen Vermögen seine eigenen Taschen zu füllen.

Da bei dem Tode seines Vaters der junge Herzog erst 8 Jahre alt war, so übernahm sein ältester Bruder Wenzel für ihn die Vormundschaft. Hans hat ihm gegenüber sich immer als treu und anhänglich bewiesen und ihn sogar 1394 aus der Gefangenschaft seines Vetters Jobst von Mähren befreit. Freilich lohnte ihm der unberechenbare und gewissenlose Wenzel mit Undank. Da verliess Hans verstimmt und grollend das Königreich Böhmen, das er dem Wenzel erst wieder gewonnen hatte. Ende Februar begab er sich nach dem Kloster Neuzelle nördlich von Guben. Gesund und wohl legte er sich dort am Abend des 1. März 1396 zur Ruhe, am Morgen fand man ihn tot im Bette. Kein Wunder, dass das Gerücht ging, er sei vergiftet.

Nach dem Urteile der Geschichtsforscher war der Herzog Hans von Görlitz der edelste der Söhne Karls IV., vielleicht hätte er bei längerem Leben auch für unsere Stadt besser gesorgt, so aber atmeten unsere Vorfahren auf, als sie nicht mehr seinen unberechenbaren Launen unterworfen waren.

Professor Dr. Jecht.

V.

Görlitz und die Oberlausitz im Hussitenkriege.

Johann Huss hatte zu Anfang des 15. Jahrhunderts mit seinen reformatorischen Lehren ganz Böhmen in Aufregung gebracht. Unsere Oberlausitz, die als ein Nebenland Böhmens unter demselben Landesherrn (Wenzel) stand, nahm mit ihrer gut katholischen Bevölkerung daran in keiner Weise teil; und als nun nach Hussens Verbrennung in Konstanz 1415 die tschechischen wilden Volksmassen plündernd und mordend in Stadt und Land umherzogen, da war östlich der Lausitzer Berge nur eine Stimme

des Abscheus gegen die „Ketzer", die man fortan als nationale, soziale und religiöse Feinde betrachtete. Drohend forderten nach Wenzels Tode die fanatisierten Böhmen Anschluss; statt dessen zog man 1420 mit Kaiser Sigmund durch Schlesien nach Prag, und die Görlitzer stellten dazu während 14 Wochen etwa 170 Mann — freilich war dieser erste „Kreuzzug" gänzlich ohne Erfolg. Ähnlich war der Ausgang 1421 und 1422, wo ebenfalls die Görlitzer mit ansehnlichen Streitkräften mit nach Böhmen rückten. Das Jahr 1424 sah zum ersten Male die schrecklichen hussitischen Horden in der Oberlausitz. Mit einer, wie es heisst, 8000 Mann starken Mannschaft kamen sie unvermutet über den Gabler Pass, schlugen die Zittauer, verbrannten die Dörfer dicht bei Zittau und schnitten den Gefangenen die Nasen und Daumen ab. Die Görlitzer kamen zu spät, um der Schwesterstadt helfen zu können. Die Folge dieses Zuges war, dass man fortan, wenn die Kundschafter aus Böhmen Gefahr meldeten, von Görlitz aus sofort Mannschaften nach der Stadt an der Mandau sandte und sie dort oft geraume Zeit stehen liess und dass man in den Grenzfestungen Falkenberg (bei Oybin) und Roynungen (Freudenhöhe zwischen Zittau und Reichenberg) andauernd Besatzungen unterhielt. Überaus traurig war das Jahr 1426: die Görlitzer erlitten in der bekannten Schlacht bei Aussig am 16. Juni gewaltige Verluste an Mannschaften, Geld und Kriegsgerät; noch 1436 las man für die Gefallenen Seelenmessen. Weit unmittelbarer war die Gefahr im folgenden Jahre. Die Ketzer kamen Anfang Mai vor Zittau, griffen die Stadt, welche die Truppen der Gesamtoberlausitz und Ritter des preussischen Ordens nebst den Einwohnern mannhaft verteidigten, vergeblich an, zogen dann unter fürchterlichen Verwüstungen über Hirschfelde, das Kloster Marienthal und Radmeritz vor Lauban und eroberten die Stadt, wobei alles ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes und Standes über die Klinge springen musste, die Stadt aber in Flammen aufging. Die Streitkräfte der Oberlausitzer, die in dem bedrängten Zittau zurückgeblieben waren, kamen samt den Hilfsvölkern aus der Niederlausitz zu spät, um das schwere Unheil abzuwenden. Das nächste Jahr 1428 war nicht minder drangsalreich: Zunächst suchte man mit einem starken Heere, wobei die Görlitzer den Hauptteil stellten, den bedrängten Schlesiern zu Hilfe zu kommen — freilich vergebens! Sodann aber war man wieder genötigt, dem streifenden und plündernden Feinde im eigenen Lande entgegenzutreten.

Diesmal war man gerüsteter. Die Feinde kamen über Friedland, zogen an Görlitz vorbei und verheerten die Löbauer Gegend. Da kamen denn zahlreiche Streiter auf Geheiss der Landvögte der Ober- und Niederlausitz zusammen; sie zwangen die Unholde zu schleunigem Rückzuge, trieben sie vor sich her, erreichten sie am 16. November in der Nähe von Kratzau, stürmten ihre Wagenburg und jagten sie in wilder Flucht davon. 1300 Ketzer sollen dort ihr Leben gelassen haben. Das war das erste Mal, dass deutsche Männer den bis dahin unbesiegten tschechischen Horden eine Niederlage beibrachten; überall in Deutschland jubelte man den Siegern zu: Die Ruhmesthat bei Kratzau ist vielleicht das schönste Lorbeerblatt in der Geschichte der Oberlausitz. Auch hier war Görlitz, wie fast immer, mit den meisten Truppen auf dem Kampfplatze. — Die Rache der Hussiten blieb nicht aus: 11 Monate später standen sie von neuem im Lande, bestürmten vergeblich den Oybin, verheerten die Umgebung von Zittau und lagerten sich vor Görlitz. Auf die Aufforderung, die Görlitzer sollten herauskommen und ein Treffen mit ihnen liefern, bekamen sie die Antwort: Die Görlitzer wollten ihrer lieber in der Stadt warten, denn sie vermöchten sich auf dieses Mal nicht zu ihnen herauszubegeben, weil sie noch nicht mit Harnisch versehen seien. Ein Sturm auf die Stadt war vergeblich. Nachdem sie am 3. Oktober die Vorstädte eingeäschert hatten, zogen sie vor Bautzen. Auch hier war, trotzdem sie in der Stadt den Stadtschreiber für sich erkauft hatten, ein mehrtägiger Sturm vergebens und die Horde zog nach der Niederlausitz ab, wo Kottbus, Sommerfeld, Guben und das Kloster Neuzelle ihre Wut erfuhr. Auf ihrem Rückzuge rückten sie am 4. November wiederum vor Görlitz. Sie schickten einen Abgesandten an die Bürger und verlangten, dass sie sich entweder ergeben oder eine Brandschatzung erlegen sollten. Doch die Görlitzer antworteten damit, dass sie den Boten auf offener Brücke im Angesichte der Feinde in einen Sack steckten und ihn in die Neisse warfen. Erbittert hierüber wollten die Hussiten stürmen, doch ein Teil widersetzte sich und so zogen sie, nachdem sie alles, was etwa in der Vorstadt noch stand oder wieder aufgebaut war, verbrannt hatten, ab. — Auch im Jahre 1430 lagerten die Tschechen nicht weniger als zwei Mal vor Görlitz; zu Ende des Jahres hausten sie fürchterlich im Eigenschen Kreise und insonderheit im Städtchen Bernstadt, dann bestürmten sie vom 26. Dezember 1430

bis 10. Januar 1431 mit einem Haufen von etwa 8000 Mann den mit hoher Mauer geschützten Kirchhof und die steinerne feste Kirche des Städtchens Reichenbach, deren Bürger sich dorthin zurückgezogen hatten und sich mit aller Wut wehrten. Eine schleunigst aufgebotene Truppenmacht von etwa 10000 Mann brachte den Reichenbachern Erlösung. Die Feinde mussten über Hals und Kopf fliehen und verloren viel Mannschaft und Gepäck. — Das Jahr 1431 war das schrecklichste, das die Oberlausitz im Hussitenkriege durchzumachen hatte; fast das gesamte Jahr hindurch wurde man die schlimmen Gäste nicht los; sie lagerten mehrere Male vor Görlitz, bestürmten Bautzen und Zittau und nahmen das unglückliche Lauban unter unerhörten Grausamkeiten wiederum ein (20. März). Das Allergefährlichste aber war, dass sie mit der Eroberung von Löbau (Anfang März) einen festen Punkt gewannen, von dem aus sie fortwährend die Umgebung beunruhigten. Und als es endlich am 12. August nach 26tägiger Belagerung den Görlitzern, Bautzenern und Kamenzern gelang, die Stadt wieder einzunehmen, da hatten inzwischen die Hussiten die feste Burg Grafenstein besetzt, die, südöstlich von Zittau an der Neisse gelegen, Jahre lang der bequeme Ausgangspunkt von verheerenden Streifzügen wurde. Im nächsten Jahre 1432 zeigt sich allenthalben in der Oberlausitz Ermattung; die Landesbehörden und die Städte Bautzen und Zittau suchten, wie schon früher die Niederlausitz, Frieden mit den Ketzern zu schliessen. Da ist es nun ein schönes Zeichen der eisernen Standhaftigkeit der Görlitzer, dass sie unbeugsam und zähe fast allein den Widerstand fortsetzten, und doch lagen wiederum die Ketzer dicht vor ihren Mauern, ja es war sogar Gefahr, dass sie sich auf der Landeskrone festsetzen könnten. Einige Erfolge hoben den Mut der Görlitzer: am 3. Januar 1433 schlugen sie die „Feldthaborn" bei Friedland und nahmen darauf Kratzau ein; im Dezember desselben Jahres brachten sie bei Ebersbach und Hirschfelde einem plündernden böhmischen Haufen eine empfindliche Niederlage bei. Dabei freilich wurden die Nachbardörfer um die Stadt fast ohne Unterbrechung schwer heimgesucht. — Von nun an hören die eigentlichen Züge der Hussiten in die Oberlausitz auf, es sind mehr kleine Fehden, die man mit den Besitzern der Burgen im nördlichen Böhmen auszufechten hatte; starke Raubritterbanden, verlaufene Knechte machten noch weiter das Land unsicher. Man ging nunmehr angriffsweise vor, und viele Burgen, vornehmlich in dem nördlichen

Böhmen, wurden in den nächsten Jahrzehnten von den streitbaren Sechsstädten erobert und zerstört (Tetschen, Tollenstein, Bürgstein). —

Das Treiben während der Hussitenkriege ist in unserer Stadt Görlitz ein so ruheloses, aufregendes gewesen, wie kaum zu einer anderen Zeit. Man sorgte und schaffte ohne Unterlass, ordnete an und führte aus, entsendete Botschaften, machte weite Reisen, bat um Hilfe und leistete Hilfe. Da wurden Mauern, Thore und Türme, Gräben und Brücken instand gesetzt, Waffen und Rüstungen ausgebessert oder neu angefertigt. Fast täglich fanden Sitzungen auf dem Rathause statt, wöchentlich Tage der Städte und des Landes zu Löbau. Es gab Zeiten, wo Hunderte, wenn nicht Tausende von Hilfsvölkern und Söldnern in der Stadt verpflegt werden mussten. Dass dabei die Steuerkraft der Stadt aufs äusserste angespannt ward, liegt auf der Hand. In den Jahren 1431 und 1432 musste, abgesehen von ausserordentlichen Abgaben, die gewöhnliche Steuer in einer Höhe von 8,34 % erhoben werden (im Jahre 1476 zog man nur 1,80 % ein). Hohe Zeit war es, dass diese fürchterlichen Zustände, die beinahe 15 Jahre gedauert hatten, aufhörten: Görlitz stand vor dem Bankrott, es konnte die Zinsen für die geliehenen Kapitale nicht mehr bezahlen. Aber — recht bezeichnend für die Lebenskraft der Gemeinde — die schlimme Zeit wurde bald überwunden, die städtischen Geldverhältnisse erstarkten, die Vermögen der einzelnen Bürger stiegen ins Ungemessene; die Zeit der Not und Gefahr, einmal überstanden, brachte, wie so oft, reichen, vielfältigen Segen.

Als Lohn für ihr mannhaftes Auftreten im Hussitenkriege begnadete Kaiser Sigmund die Stadt Görlitz im Jahre 1433 mit einem Wappen, das heute noch am dicken (Frauen-) Turm (in Stein ausgehauen im Jahre 1477) zu sehen ist. Die „Begnadung“ kostete, wie immer, recht viel Geld, deshalb erklärlich der Ausruf eines Schöppen, als der Stadtschreiber die Urkunde (goldne Bulle) aus Italien brachte: „Ei, lieber Stadtschreiber, hättet Ihr einen Esel mit güldenen Hinterschenkeln als einen Backofen gross gebracht, der wäre uns viel angenehmer gewest, denn das Wappen.“ Das Wappen übrigens, das die Stadt noch heute führt, ist ihr erst im Jahre 1536 von Kaiser Karl V. erteilt.

Professor Dr. Jecht.

VI.

Ein Tag auf dem Görlitzer Rathause vor 471 Jahren.*)

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1430. Gar trübe Zeit herrschte in der Oberlausitz: seit 11 Jahren stand man im Kampfe gegen die benachbarten böhmischen Hussiten; zum ersten Male waren sie 1424 über die Lausitzer Berge herübergekommen, von da an hatte man die raubenden Horden gar oft mitten im Lande gehabt, mehrfach hatten sie unmittelbar vor Görlitz gelagert. Das offene Land war ihnen vollständig preisgegeben; wer von den Bauern und Edelleuten flüchten konnte, kam über Hals und Kopf bei Annäherung der bösen Gesellen nach dem festen Löbau, Zittau, Görlitz und Bautzen herein — Kamenz und Lauban waren von den Hussiten schon erobert und eingeäschert — oder flüchtete in die Büsche. — Unser Görlitz spannte nun alle seine Kräfte an, um den immer heftiger werdenden Angriffen die Spitze zu bieten. Die Hauptsorge bildete eine kampfgerüstete Streitmacht und die Befestigung der Stadt.

Spielte sich nun schon in ruhigen Tagen damals auf dem Untermarkte das Hauptgetriebe des städtischen Lebens ab, um wie viel mehr nicht in solch einer bewegten Zeit! Da sah man trotz der kalten Witterung Gruppen von Bürgern untermischt von gewaffneten Reisigen stehen, die ihre Meinungen lebhaft austauschten; hier berichteten Bauern aus der Umgegend, was sie Neues von den Ketzern wussten; dort umdrängte man Stadtsoldaten, die an der Stadtflurgrenze und in den benachbarten Ortschaften Wache hielten, und horchte ihren Worten. Besonderen Zulauf hatte ein gewappneter Ritter, der soeben hoch zu Ross von der Landeskronenburg hergekommen war und vor dem Schönhof abstieg. Er musste ja von seiner hohen Warte aus am besten die Bewegungen der umherstreifenden Hussiten be-

*) Der Aufsatz soll ein Spiegelbild der Zeitverhältnisse geben; um das zu ermöglichen, ist natürlich manches auf den Tag verlegt, was sich urkundlich als auf ihn fallend nicht erweisen lässt.

obachtet haben. Den Kreis der ihn umdrängenden, zum grossen Teil vornehmen Bürger und Krieger lud er mit lebhaften Bewegungen ein, ihm in den nahen Weinkeller zu folgen, wo er an warmer Stelle bei einem guten Frühtrunke Bericht abstatten wolle. —

Das Rathaus, vor dem sich diese lebhaften Scenen abspielten, hatte schon damals im grossen und ganzen dieselben Räume im Innern wie jetzt. Freilich war es nach Norden zu nicht so ausgedehnt. Die „Thürsteherwohnung", in deren mittlerem Geschosse jetzt die Stadthauptkasse sich befindet, und das Haus an der Langenstrasse war noch nicht Verwaltungsgebäude. Die eigentliche „curia" entbehrte noch des hohen Turmes, an Stelle der schönen Renaissancetreppe fand sich ein gotischer Aufgang, wie denn natürlich alle Zieraten der Renaissance, derentwegen vornehmlich das Gebäude jetzt so berühmt ist, fehlten und durch gotische Formen ersetzt waren.

Gerade heute am 29. Dezember 1430, einem Freitage, war wieder sehr trübe Botschaft gekommen. Die Ketzer lagen seit 3 Tagen in dem nahen Städtlein Reichenbach und standen im Begriffe, die tapferen Bürger, die sich todesmutig hinter der Kirchhofsmauer verteidigten, zu überwältigen. Die Städte Görlitz, Zittau, Bautzen hatten zwar ihre eigenen und ihre angeworbenen Truppen hinter ihren Mauern in Bereitschaft, aber sie insgesamt im Felde zu einer Heerfahrt nach Reichenbach zu vereinigen, war bei der grossen Anzahl der Ketzer, deren etwa 8000 in der Oberlausitz standen, eine schwierige Sache, zumal man sicher wusste, dass die Böhmen in den einzelnen Städten ihre Kundschafter hatten. Jetzt — es war noch früher Morgen — sprengt ein berittener Eilbote aus Bautzen durch das Reichenbacher Thor. Schon auf dem Neumarkte (jetzt Obermarkt) umringt ihn eine erregte Menge. Doch er reisst sich los und atemlos erreicht er das Rathaus. Er übergiebt einem Stadtknechte sein schweissbedecktes Pferd und eilt die Treppe hinauf in die Curie. Dort sitzt schon seit sehr früher Tageszeit in des Rates Stube der damalige Bürgermeister Herr Paul Rinkengiesser in voller Amtsthätigkeit mit dem Stadtschreiber Laurentius Ehrenberg. Diese damals wichtigsten Personen in Görlitz haben schon viel Rats gepflegt, mehrere Schreiben vereinbart, sie im Unreinen entworfen und zur Reinschrift dem Subnotarius übergeben. Vor der Thür des Amtszimmers steht, jedes Rufs und Winkes ge-

wärtig, der erprobte Stadtdiener Nikelchen. Als dieser den ihm längst bekannten Bautzener Boten erblickt, öffnet er die mit schönen eisernen Beschlägen gezierte Thür und ruft selbst erregt in das Zimmer „der Budissiner Bote!“ Hastig entnimmt nun der Eingetretene aus einer ledernen Tasche (teuse), die er unter sein Kleid geschnallt hat, Briefe aus Meissen und Bautzen und übergiebt sie dem Bürgermeister. Darauf wird er von dem Stadtschreiber in eine Fensternische gezogen und dort im Flüstertone nach „neuer Zeitung“ gefragt. Inzwischen überfliegt Rinkengiesser den Inhalt der Schreiben, und zusehends erhellt sich sein Gesicht. Was er vor ein paar Tagen den Bautzenern und Meissenern vorgeschlagen hat, den Hussiten mit vereinigter Heeresmacht in offenem Felde entgegen zu treten, das wird ihm zugesagt. Er lässt nun sofort den „erbarn“ Mann Herrn Thimo v. Kolditz, der für seinen Vater, den Landvogt Albrecht v. Kolditz, in der Oberlausitz an des Königs Sigmunds Stelle den obersten Befehl führt, aus der Herberge bei Johannes Marienam (jetzt Goldner Baum) zu sich bitten und verkündet ihm die frohe Botschaft. Aber auch Herr Thimo, der sofort erschienen war, war der Überbringer guter Nachrichten: Kriegsleute aus Schlesien, mit dem die Sechslande ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatten, werden schon morgen früh unter Führung des Schweidnitzer Unterhauptmanns Heinze v. Stosch eintreffen, Gottsche Schoff auf Greiffenstein kommt mit 50 Pferden ebenfalls am morgenden Sonnabend. So verstärkt könne man wohl wagen (vielleicht schon übermorgen) aus den sicheren Mauern der Stadt herauszuziehen, die Vereinigung mit den meissnischen und Bautzener Kriegsvölkern zu suchen und den Ketzern in Reichenbach selbst zu Leibe zu gehen. Um die gesamte Görlitzer Mannschaft beisammen zu haben, schickt man sofort einen Ratmann mit etlichen berittenen Knechten nach Zittau ab, der soll dem Görlitzer Söldnerführer Sigmund Menzel; der seit geraumer Zeit mit etwa 70 Mann zum Schutze der gefährdeten Schwesterstadt dort eingelagert ist, sofortige Rückkehr anbefehlen. Andere Boten gehen an die Laubaner und an die Adligen aufs flache Land, um auch sie zur Hilfeleistung aufzubieten. Inzwischen hat sich der Bote aus Budissin in der Dienerstube an einem guten Frühstück und Trunke Görlitzer Bieres gütlich gethan, er erhält durch den Stadtschreiber das schleunigst abgefasste Antwortschreiben und reitet auf einem frischen Pferde den

gefahrvollen Weg zurück. — Jetzt kommt zum Bürgermeister ein Ratmann und meldet, dass der Büchsenmeister Niklas eine neue Büchse (Kanone) gegossen habe; die zwei andern Büchsenmeister hätten die Befestigungen rings um die Stadt besichtigt und alles in Ordnung gefunden. Nur an der Mauer an „des Voites Hofe“ nach der Hothergasse zeigten sich bedenkliche Risse. Ferner habe der Wächter auf dem Turme zu Sanct Peter verdächtiges Gesindel in der Richtung auf Leutelshain (Leopoldshain) gemeldet. Daraufhin sei der Stadt Söldner Hanse Rothenburg sofort mit 50 „Pferden“ aufgebrochen, um die Gegend zu säubern. Bei dieser Gelegenheit wolle er gleich erwähnen, dass bei seinem Rundgange in den Söldnerquartieren die Wirtin des Rothenburg, die Bleckerynne (wohnte Neissestrasse 30), sich bitter über die in ihrem Hause Einquartierten beklagt habe, die mit nichts zufrieden seien. — Der Bürgermeister giebt nun dem Stadtmaurer, Meister Thomas, der gleich mit dem Ratmanne auf das Rathaus gekommen ist und im Vorzimmer wartet, Anweisung, schleunigst die schadhafte Stelle der Mauer zu bessern und dazu alte Grabsteine vom Niklaskirchhofe zu verwenden. Um die Bleckerynne zu besänftigen, lässt er durch den Bierschroter sofort aus ihren reichen Biervorräten — sie besass einen Brauhof — eine Reihe Fässer (Legel) Merzen (Märzenbier) für des Rates Bedürfnis auf der Stadt Kosten holen. — Kaum sind diese Sachen erledigt, da kommt ein „Gassenmeister“ und berichtet, die Vorstädter wollten durchaus nicht darein willigen, dass ihre Häuser zur Sicherheit der Stadt niedergerissen würden, der Feind habe ohnedies verschiedene Mal die meisten „verderbt“. Da greift Herr Paul Rinkengiesser in eins der vor ihm stehenden „Retelin“, das „Privilegien des allergnädigsten Herrn des Königs“ enthält und legt sich einen Brief zurecht; zugleich heisst er den „Gassener“ die Vorstädter auf morgen Nachmittag um 3 Uhr vor das Rathaus bescheiden; er will ihnen des Königs Privilegium, demzufolge es dem Rate verstattet ist, im Notfall die Häuser der Vorstädte zwecks der Verteidigung niederzureissen, vorlesen. — Da erscheint wieder ein Vortragender, einer der beiden Camerarii. Mit missmutiger und ängstlicher Miene betritt er das Amtszimmer. Hat sich doch bei seiner Berechnung der baren Bestände der Stadtkasse eine bedenkliche Leere gezeigt. Die heilige Weihnachtzeit habe mit den vielen „Verehrungen“ und Ausgaben zum „Vertrinken“ viel Geld gekostet,

morgen sei Zahlungstag. Die Söldner wollten ihre Löhnung; die Maurer und Zimmerleute, die an den Stadtmauern und Bollwerken gearbeitet hätten; der Schmied, die Holzfäller im Lichtenberger Walde, der Marställer, der „Drometer“ auf dem Rathause, die drei Büchsenmeister, die vielen Handlanger (Hoppherer), die Wagenknechte verlangten Bezahlung; dazu kämen bedeutende Ausgaben für Pulver, Geschosse (Gelote), Armbrüste, Lanzen, Schwerter, Rüstzeug. Der Herr Apotheker habe eine grosse Rechnung eingereicht für Leckereien, die die Söldner bei ihm auf der Stadt Kosten bezogen hätten; nicht zu vergessen, was die Herrn vom Rate auf notwendigen Reisen und mit ihren vornehmen Gästen an Getränke und Speise bei Sitzungen auf dem Rathause verzehrt. Ferner mahnten viele Gläubiger um ihre Zinsen, die man „auf Wiederkauf“ aufgenommen habe; der Bischof von Meissen, dem man schon lange seine Jahresrente von 120 Schock schulde, habe, wenn die Zahlung nicht zu Epiphanias des neuen Jahres erfolge, mit dem Banne gedroht. So wisse er keinen Rat; das Geschoss (Steuer), das doch schon am 2. November fällig gewesen sei, gehe nur spärlich ein; die Bürger in der Stadt hätten, weil Handel und Wandel stocke, keinen Verdienst, der Kaufmann könne wegen der Gefährlichkeit der Strassen sein Geschäft kaum noch betreiben, die Tuchmacher würden ihre Waren nicht mehr los. Einige Bürger, die, wie er genau wisse, noch bedeutende bare Mittel besässen, wollten dem Rate keinen Vorschuss mehr leisten. — Gelassen hat der Bürgermeister dem hastig und ängstlich vorgetragenen Berichte zugehört. Er erklärt: die Gläubiger mögen, wo jetzt die Stadt um ihren Bestand kämpft, warten; an den Bischof ist ein Schreiben zu schicken, worin wegen des jetzigen Zustandes der Stadt noch um weiteren Aufschub der Zahlung gebeten wird; die Soldzahlungen und die laufenden Ausgaben sind zu leisten; reicht das Geld nicht, so will ich aus meinen Mitteln vorschiessen. Kommt deshalb morgen früh in meine Wohnung und vergesst nicht vom Stadtschreiber, Herrn Lorenz, eine Schuldurkunde aufsetzen zu lassen. — Jetzt führt der Thürsteher eine Frau ein, die im geheimen Spähedienste der Stadt steht. Sie kommt unmittelbar von Reichenbach, erzählt von der Anzahl der Hussiten, ihren bisjetzt vergeblichen und blutig zurückgewiesenen Stürmen auf die dortige Kirchhofsmauer, erwähnt auch, dass die Stadt Bernstadt sich den Ketzern ergeben und

vorgestern einen schriftlichen Vertrag mit ihnen abgeschlossen habe. — Plötzlich ertönt auf dem Markte lauter Lärm, man bringt drei gefangene Hussiten ein, die Hanse Rothenburg bei dem Deeltz (Thielitz) abgefasst hat. Unter heftigem Gejohle und verwünschendem Geschrei des Volkes werden sie von ihren Rossen unsanft herunterbefördert und in das Gewölbe des Rathauses gesperrt. Vielleicht schon morgen werden sie am Galgen hängen.

In dem Teile des Rathauses, der an der Brüderstrasse entlang liegt und der das prätorium oder Gerichtshaus hiess, hat sich inzwischen im ersten Stocke seit frühem Morgen ein lebhaftes Getriebe abgespielt. Es ist ja heute, als am Freitage, Gerichtstag. Da das Gericht offen war und jedermann Zutritt hatte, so benützten das viele neugierige Leute, um hier womöglich gegen Kälte und Wind Unterschlupf zu finden. Des Rates Diener hatten ihre Not, den Andrang zurückzudämmen. In dem grossen Saale nun, der fast durch das ganze Geschoss reichte, sassen an breiten Tafeln der Stadt Schöppen, bereit, um Verlautbarungen in der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit entgegenzunehmen und in die Stadtbücher einzuschreiben. Da sah man das gewaltig grosse rote Buch mit seinen schweren Beschlägen und pergamentenen Blättern aufgeschlagen liegen, in das schon vor 125 Jahren Eintragungen eingeschrieben waren. Handlichere Form zeigte der liber resignationum (Verkaufsbuch), obligationum (Hypothekenbuch) und acticatorum (Buch für notarielle Aufnahmen und bürgerliche Klagen). Da kommt der Gewandmacher Nikel Schelewebir und erklärt im Beisein des Andreas in der Luncze (Lunitz), dass er diesem sein Haus und Hof „uffgebe". Peczold von der Aue gelobt dem Conrad Rupenkol „bei allen seinen Gütern seine Schuld zu St. Georgetag (23. April) zu bezahlen", und wiederum bestätigt Peter Ladebuch dem Heinrich Bindequeste den Empfang einer Schuldzahlung. Conrad Kiesewetter kommt mit seinem Schwager Hencze „mit den sichen Augen" und leistet Bürgschaft für ihn. Der „Swertfeger" und Platener haben von Herrn Thederich „us der Apotheke" einen wichtigen Auftrag auf Waffenlieferung erhalten und versprechen vor Gericht gute und schnelle Arbeit. Heinrich von der Vogelweide verkauft (als Schuldner) auf sein Haus, genannt die Helle, dem Peter Frauenlop und seinem Stiefsohne Hannus Parczeval 4 Mark jährliches Zinses, je die Mark für 12 Mark

(d. h. er nimmt eine Hauptsumme von 48 Mark zu 8,3 % auf). Ulmann von der Widdeme und seine Hausfrau Kettirlin wollen ein gegenseitiges Testament machen und werden deshalb in die kleine Schöppenstube gewiesen, wo sie ungestörter ihre Angaben einem der Schöppen mitteilen können. So geht das Getriebe hin und her, noch viele Parteien warten auf Erledigung ihrer Anliegen; da verkündet der Fronbote für heute Schluss für derartige Verlautbarungen: es solle am morgenden Sonnabende für die nicht erledigten Sachen ein ausserordentlicher Gerichtstag stattfinden.

Nunmehr wird unter Vorsitz des königlichen Richters „ein gehegtes Ding“ abgehalten. Der Richter und die 7 Schöppen, angethan mit grossen Mänteln, sitzen auf den 4 Bänken, die sich in einem nördlichen Anbau des grossen Gerichtssaales befinden. Während die vorhin ziemlich laute Menge nunmehr tiefes Stillschweigen bewahrt, eröffnet der Richter, dessen etwas erhöhter Sitz sich im Westen befindet, mit formelhaften Worten in feierlichster Weise die Sitzung. Zunächst bringen eine Reihe Anwesende gewöhnlich durch Vermittelung des „Vorsprechers“ Klagen vor, die grösstenteils Geldsummen, Hab und Gut oder Beleidigungen betreffen; diese Verlautbarungen werden alsbald in das Klagebuch (liber acticatorum) eingetragen. Ist der Beklagte anwesend, so wird ihm vom Richter sofortige Antwort geboten; ist er nicht zugegen — was natürlich meist der Fall ist — so wird mit der Niederschrift des Klageantrages das Rechtsverfahren eingeleitet, die Klage findet dann später ihre Erledigung. Sodann erfolgen von den Gerichtsschöppen Entscheide über meist früher eingebrachte Klagen; über andere strittige Sachen werden Beweise erfordert. Ferner „teilen die Schöppen zu und erlauben“, dass jemand wegen nicht bezahlter Geldschuld in seines Schuldners Gütern pfänden darf, das Pfand wird sodann in diesem oder einem der nächsten Dinge „ofgeboten“. Findet sich kein Käufer, so wird es dem Klagenden „für sein Geld“ zugesprochen, also dass er es „vor sein Geld verkaufen, versetzen oder verpfänden mag“.

Wegen vorgerückter Zeit muss auch diese Gerichtssitzung abgebrochen werden, denn es gilt noch ein hochpeinliches Halsgericht zu hegen; jede Gerichtssitzung aber musste „bei steigender Sonne“ beginnen. Erst ehegestern hatten die Görlitzer Söldner einen Strassenräuber eingebracht, der mit mehreren Ge-

nossen bei Siegersdorf am Queiss einen Kaufmannszug überfallen, beraubt und einen Fuhrknecht erschlagen hatte. Es war ein verstockter Gesell, auf den man schon lange gefahndet hatte. Gestern hatte man ihn der Folter unterworfen: Daumschrauben, Aufziehen auf der Leiter und Brennen mit Feuer hatten ihn bald zu einem weitgehenden Geständnis, in dem er frühere Missethaten und die Namen seiner Mitschuldigen angab, gebracht. Da er auf „handhafter That“ abgefasst, dazu auch geständig war, war das Verfahren ziemlich einfach. Der Henker brachte den armen Sünder, der gefesselt war, vor das Gericht, das von neuem vom Richter „gehegt“ worden war, und rief: „Ich schreie Zeter, dass Jurge Winderlich (so hiess der Verbrecher) den Fuhrmann Nikel Nonnenvogt wider Gott und Recht vom Leben zum Tode gebracht und auf des heiligen Reichs Freistrassen geraubet hat“. Darauf verlas der Stadtschreiber das Geständnis und der Richter fragte: Was darum Rechtens sei. Die Schöppen legten ihre Mäntel ab, besprachen sich kurz untereinander, und einer sprach im Namen der übrigen das Recht aus: Um solcher Missethat und bösen Vornehmens willen soll Jurge Winderlich Gerichte vor Ungerichte nehmen und geschleifet und mit dem Rade gerichtet werden. Nachdem der Richter die Worte wiederholt hat, wird der zitternde Übelthäter abgeführt, um vielleicht morgen schon die grause Strafe zu erleiden. — Darauf werden aus dem liber vocationum die Namen verschiedener Beschuldigter vorgelesen und gefragt, ob sie anwesend seien, um sich zu verantworten. Nur einer meldet sich zur Stelle: Molnickel aus Schlauroth, der angeschuldigt ist, dem Herman Knote eine „fährliche beinschrötige Wunde“ geschlagen zu haben. Er leugnet, und es wird ihm aufgetragen „selbviert“ zu beschwören, dass er unschuldig sei. Andere, die trotz drei- oder viermaliger Vorladung nicht erschienen sind, werden geächtet und ihre Namen in den liber proscriptionum eingetragen.

Inzwischen ist es Mittag geworden. Das gehegete Ding wird aufgehoben, und das Rathaus leert sich. Alles eilt nach Hause, um sich nach den Aufregungen des Morgens zu erholen.

Um 5 Uhr Nachmittags sind nun die Schöppen, sowie die vornehmsten Ratmannen, der Stadtschreiber, Herr Thimo v. Kolditz und „erbare“ Mannen, so damals zur Verteidigung der Stadt in Görlitz waren, vom Bürgermeister nach dem Rathause geladen, um über die Heerfahrt gegen die Hussiten Rates zu pflegen.

In ansehnlicher Anzahl sitzen sie in dem geräumigen Gerichtssaale an langer Tafel. Diesmal ist auch für einen guten Trunk gesorgt, und des Rates Diener haben vollauf zu thun, die Krüge immer wieder mit schäumendem Biere zu füllen. Herr Paul Rinkengiesser leitet nun die Erörterungen ein: in allernächster Zeit kämen die Schlesier, Bautzner, Meissner, ja wahrscheinlich auch die Niederlausitzer, um gegen die Ketzer in Reichenbach zu kämpfen. So müsste man sich bereit machen, um vielleicht schon übermorgen ins Feld zu ziehen. Da wurden manche grosse Reden gehalten, manche Verwünschungen gegen die „verdammten Ketzer“ ausgestossen, manche frühere Heldenthat erzählt und mancher tiefe Trunk aus den Bechern gethan. Erst zu ziemlich später Stunde trennt man sich. Nun tritt für kurze Zeit Ruhe auf dem Rathause ein, wenn nicht etwa in der Nacht ein Eilbote oder gar die Sturmglocke die Annäherung feindlicher Truppenmassen meldet, die Schläfer aus dem Bette scheucht und sie von neuem nach dem Mittelpunkte der Stadt ruft.

Professor Dr. Jecht.

VII.

Strenges Gerichtsverfahren der Görlitzer.

Unsere Stadt Görlitz übte im Mittelalter ein gar strenges Gerichtsverfahren aus. Daher heisst auch ein Sprüchel: Wer von Budissin (Bautzen) kommt ungefangen, von Görlitz ungehangen, von Zittau ohne Weib, der mag sagen von guter Zeit. Die Geschichte unserer Stadt bestätigt reichlich, dass hierorts oft in einer Woche mehr Todesurteile vollzogen wurden, als jetzt während eines Jahres in ganz Deutschland. Vornehmlich traf der strenge Arm der Görlitzer die „Landesbeschädiger und Placker.“ Hatte man die Schuldigen oder Verdächtigen gefasst, so wurden sie fast immer der peinlichen Frage (Tortur) unterworfen. Daumschrauben, Aufziehen auf der Leiter, Peinigen mit Feuer war ganz gewöhnlich. Da musste man wohl alles bekennen; denn, so lässt sich ein armer Sünder um 1570 vernehmen,

„die Marter ist zu gross, muss einer wohl bekennen, dass er Vater und Mutter erschlagen.“ „Ich habe es gethan“, schreit derselbe, „lasst mich herab (von der Leiter), ich will die Herrn nicht vexieren, ich bekenne es freiwillig und will darauf bestanden bleiben und gerne sterben.“ Das Schlimmste war, dass die auf die Folter Geworfenen häufig in ihrer Angst andere Leute, die möglicherweise schuldlos waren, bezichtigten. Sofort natürlich fahndeten die Görlitzer Stadtknechte auf derartige Leute, und man unterwarf auch sie einem strafrechtlichen Verfahren, sodass das „ein Lied ohne Ende“ war. —

Die Strafen folgten meist sofort auf die Einfangung und Überführung. Ganz gewöhnlich war das Hängen an den Galgen oder das „Richten mit der Wede“ (Strick). Der Galgen stand in dem Felde nach Ludwigsdorf zu, seine Steinunterlagen sind erst kürzlich rechts am Ende der Rothenburgerstrasse abgebrochen worden, hiess doch diese Strasse bis 1849 die Galgengasse. Ein Mörder wurde 1468 „geschleift und mit dem Rade gerichtet“, ein anderer „mit Ketten gerichtet und gehangen.“ Zwei Frauen, die 1470 einen Mann erschlagen hatten, wurden „gerichtet und lebendig begraben.“ Strassenräuber und Mordbrenner wurden wohl „auf einen Rost gelegt und verbrannt“, Hochverräter „gerichtet und gevierteilt“. Als milde Strafe galt das „Richten mit dem Schwerte“, wie denn 1500 jemand „geköpft“ wird, „obwohl er Hängen verdient“. Im 14. Jahrhundert findet sich die schreckliche Strafe, dass jemandem „die Augen ausgebrochen“ wurden.

Bis auf unsere Zeit hat sich in der mündlichen Überlieferung die Kunde von dem Einfangen zweier Ritter vom Stegreif ererhalten.

Der eine hiess Fritsche Gröbis. Er stammte aus dem Voigtlande. Gemeiniglich hielt er sich in der Görlitzer Heide bei dem Wohlenteiche auf der „schwimmenden Faunde“ auf. Er streifte aber von dort im Lande weit umher, nahm auch zu Seidenberg und in der Gegend dieses Städtchens seinen Aufenthalt, von wo er die Görlitzer Kaufleute auf ihren Reisen gar arg schädigte. Dieses sein Raubwesen trieb er schon seit Ende des Jahres 1429, und trotz aller Versuche konnten die Görlitzer seiner nicht habhaft werden. Endlich zogen sie in der Fastenzeit des Jahres 1430 in Verbindung mit mehreren Adligen und starker Mannschaft aus, und es glückte ihnen, den Raubgesellen samt einem seiner

Knechte abzufassen. Es geschah das am 21. März 1430. Als er in die Stadt eingebracht worden war, wurde er sofort mit „der Schärfe", d. h. unter Anwendung von Marter, befragt. Man machte kurze Arbeit mit ihm und liess ihn gleich den Tag nach seiner Gefangenschaft an dem obersten Tramen (Balken) des Galgens aufhängen. Noch lange Zeit wurde hier in Görlitz und in der Lausitz, ja auch in Sachsen ein Lied über seinen Fang gesungen. Da es kulturhistorisch sehr interessant ist, so mag es hier mitgeteilt werden. Es lautet:

Was wollen wir aber (wiederum) heben an? —
Von einem frischen, jungen Edelmann;
Er hat manchen stolzen Ritt gethan,
Und ist ihm wohl gelungen.

Fritsche zu seinem Knechte sprach:
„Sattle uns beide Pferde,
Wir wollen nach Görlitz auf die Strass reiten,
Die Fuhrleute wollen wir schauen."

Da sie nach Görlitz auf die Strasse kamen,
Die Wagen wollten sie aufhauen,
So blies der Wächter mit seinem Hörnlein
Auf dem Ratsturme.

Fritsche zu seinem Knechte sprach:
„Ich fürchte, wir sein verraten.
Wären wir zu Seidenberg geblieben,
So ässen wir Gesottenes und Gebratenes."

Fritsche zu seinem Knechte sprach:
„Ei, Knecht, sich (sieh) dich ein wenig umb."
Er sahe den Hauptmann von Görlitz kommen geritten
Mit seinem Hofgesinde.

Der Hauptmann wider den Fritschen sprach:
„Fritsch, gieb du dich gefangen,
Zu Görlitz steht ein lichter Galgen hoch,
Dran sollt Du Fritsche hangen."

„Dass ich zu Görlitz hangen soll,
Das lass dich, Gott, erbarmen!
So reun mich nichts als meine Stiefel und Sporn,
Dazu meine guten Gesellen."

„Ja, reun dich nichts, denn deine Stiefel und Sporn,
Dazu deine gute Gesellen?
Reun dich nicht mehr deine kleinen Kinder drei,
Dazu deine schöne Jungfrau?"

Der andere Vorgang spielte sich im Jahre 1482 ab.*)

Nickel von Tschirnhausen und Friedrich von Wiedebach, zur Zeit unter der Friedländischen Herrschaft wohnend, hatten mit einander als berüchtigte Strassenräuber auch die von Görlitz angegriffen und insbesondere eine Krämerin beraubt. Deshalb trachtete ihnen der Rat nach, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Sie hielten sich gewöhnlich in Seidenberg auf. Das wusste man in Görlitz und schickte zwei Kundschafter mit einem grossen Hechte aus nach Seidenberg. Sie thaten so, als seien sie nach Kälbern ausgegangen und hätten den Hecht einem Bauer abgekauft. Als sie nun in den Gasthof zu Seidenberg kamen, fanden sie die beiden Raubgesellen. Sie gesellten sich zu ihnen und machten ihnen den Vorschlag, den Hecht mit ihnen zu essen und zu bezahlen. Diese waren damit zufrieden, und der eine der Görlitzer verstand sich dazu, den Hecht zuzubereiten. Der andere gab vor, im Städtlein Geschäfte zu besorgen; er setzte sich jedoch schleunigst auf ein Pferd und ritt nach Görlitz. Den beiden Edelleuten dauerte die Bereitung des Hechtes wohl etwas zu lange; der kluge Kundschafter aber gab vor, man müsse auf seinen Gefährten warten, und wusste sie noch lange hinzuhalten. Endlich setzte man sich zu Tisch und ass wohlgemut. Mittlerweile waren die Görlitzer Stadtknechte herangekommen. Nun warfen sich die überlisteten Edelleute wohl auf ihre Pferde und suchten aus der Stadt zu sprengen. Aber es war ihnen der Weg verlegt. Sie wurden gefangen genommen, nach Görlitz geführt und am folgenden Tage, am 6. Dezember 1482, an den lichten Galgen gehangen.

*) Scriptores rerum Lusat. N. F. II S. 407 ff.

Professor Dr. Jecht.

VIII.

Bierkrieg zwischen den Städten Zittau und Görlitz.

So innig auch die Städte Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau durch den Städtebund mit einander befreundet waren, so fehlte es doch nicht an Streitigkeiten. Vornehmlich kam man in Zwist mit einander, wenn es sich um die Grundlagen des Erwerbs, um die Fragen des Mein und Dein handelte. Am heftigsten loderten die Leidenschaften auf in dem Bierkriege zwischen Zittau und Görlitz.

Fast alle Sechstsädte standen in dem Rufe, vorzügliches Bier zu brauen. Bier wurde damals noch mehr getrunken als heute. Einmal mochte dazu beitragen, dass man viel Salzheringe genoss, dann aber vertrat das Bier zum guten Teile unseren heutigen Branntwein. Als der Bürgermeister Hass vom König Ferdinand in Prag gefragt wurde, welches die Hauptbeschäftigung der Görlitzer sei, antwortete er: „die Tuchmacher- und Bierbraunahrung.“ Das Braurecht haftete auf bestimmten Hausgrundstücken der Stadt, die in den Händen der Reicheren sich befanden. Auf dem Lande durfte lange Zeit überhaupt kein Bier gebraut werden. Alle Landbewohner konnten daher ihr Bier nur aus den Städten beziehen. Am liebsten sahen es die Städte, wenn die Bauern selbst in die Stadt kamen, um sich, zumal an Sonn- und Festtagen, am Biere gütlich zu thun; denn dann wurden von ihnen meist auch andere Einkäufe zum Vorteil der städtischen Gewerbe gemacht. Darum wussten sich die Städte schon frühzeitig das sogenannte Meilenrecht zu erwerben, demzufolge innerhalb einer Meile rings um die Stadt entweder gar kein Kretscham bestehen, oder wenigstens kein neuer errichtet werden durfte; die Görlitzer hielten nun, sich stützend auf ein Privilegium König Georg Podiebrads, streng darauf, dass man innerhalb zweier Meilen zwischen Michaelis und Pfingsten kein anderes als Görlitzer Bier verschenkte.

Um deswillen entstanden sowohl zwischen den Städten und umliegenden Dörfern, als auch unter den Städten selbst viele Streitigkeiten. Die Zittauer vornehmlich kehrten sich nicht an dies Gebot, natürlich zum grossen Ärger der Bürger unserer Stadt. Da legte sich denn im Mai 1491 eine Anzahl junger Görlitzer Bürger in dem Walde am sogenannten Läusehübel zwischen Rosenthal und Ostritz in den Hinterhalt, um einer ihnen angesagten Fuhre Zittauer Bieres aufzulauern. Als nun diese den Wald erreichte, fielen sie über den Wagen her, hieben die Fässer auf und liessen das Bier auslaufen. Noch bis auf diese Stunde führt jene Stelle den Namen „Bierpfütze“. Dies Verfahren nahmen die Zittauer sehr übel. Sie rüsteten sich und schrieben einen Fehdebrief an die Stadt Görlitz, dass sie der Görlitzer Feind seien, und wo sie wüssten und könnten, zu Tage und Nacht, ihnen und ihren Freunden an Leibe und Gute Schaden zufügen wollten. Ehe noch der „Sitter“ Bote aus der Vorstadt und den Gartenzäunen unserer Stadt geritten war, kam schon ein Bauer aus Wendisch-Ossig mit der Nachricht, dass die Zittauer mit gewappneter Hand in das Dorf eingefallen seien, und dass sie die Bauern geprügelt, die Häuser geplündert und alle Kühe nach Zittau mitgenommen hätten. Da liess man in Görlitz die Sturmglocken läuten und die Thore besetzen, auch legte man die gesamte gewappnete Bürgerschaft, zusammen gegen 2000 Mann, nebst 400 Wagen mit allem Feldgeräte in zwei Lager ausserhalb der Stadt nach Köslitz und auf die Weinberge bei Görlitz. In Ossig hatte man das Nest leer gefunden. Nunmehr liessen die Zittauer den Görlitzern sagen: ihr Bier habe „Kühe und Ziegen ausgegoren; wenn sie Lust hätten mitzuessen, sollten sie nur nach Zittau kommen.“ Wiewohl nun die Görlitzer mächtig genug gewesen wären, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so ergriffen sie doch das vernünftigere Mittel: sie wendeten sich an die königlichen Landesbeamten, an den Landvogt und an den Hauptmann.

Die Zittauer hatten inzwischen ausser Wendisch-Ossig auch noch Heidersdorf überfallen und von dort die Kühe weggetrieben. Daraufhin erliess der Landvogt nun an die Zittauer den ernstlichen Befehl, sie sollten sich aller Feindseligkeit enthalten, allen Schaden ersetzen und die Gefangenen ohne Lösegeld freigeben. Dabei beruhigten sich aber die Parteien noch nicht, bis dann endlich im Jahre 1497 der König Wladislaus entschied, Zittau solle 300 Gulden Schadenersatz wegen der „Nohme“, d. h. des Raubes,

an Görlitz bezahlen. Ja, die Zittauer Ratsherren, die in der Sache vor dem Könige in Prag erschienen waren, wurden auf etliche Tage ins Gefängnis geworfen. Darüber erhob sich in Görlitz grosser Jubel. Die Zittauer aber waren so verstimmt, dass sie aus dem seit 1346 bestehenden Städtebunde ausscheiden wollten. Sie weigerten sich hartnäckig, die Strafe zu bezahlen; denn sie wussten, dass mit der Bezahlung der Geldsumme als Sühne für einen Raub nach der damaligen Rechtsanschauung Ehrlosigkeit verbunden war.

Da legten sich die übrigen vier Städte, Bautzen, Lauban, Löbau und Kamenz, ins Mittel und suchten die Sache dadurch auszugleichen, dass sie das Geld, welches die Zittauer entrichten sollten, zusammenbrachten und erlegten. — Der Groll zwischen den beiden Städten Zittau und Görlitz dauerte noch geraume Zeit fort. Vornehmlich zeigte er sich darin, dass von beiden Seiten allerhand Spottlieder gedichtet wurden, die man auf den Bierbänken, auf dem Markte und vor dem Rathause sang. Uns sind davon einige, die uns einen interessanten Einblick in die Volksdichtungen damaliger Zeit geben, erhalten. Wenn man des Verfertigers oder des Sängers solcher Lieder habhaft wurde, so ging man nicht gerade sanft mit ihnen um. Dies erfuhr im Jahre 1497 Kasper Weber aus Horka, der dabei gefasst mit Staupen geschlagen wurde.

Professor Dr. Jecht.

IX.

Georg Emerich.

Kein Görlitzer Bürger hat solch eine Berühmtheit erlangt, wie der „König von Görlitz", der Stifter des „heiligen Grabes", der reiche Georg Emerich.

Geboren 1422, wahrscheinlich zu Glatz, kam er 1432 mit seinem Vater nach Görlitz, wo er bis zu seinem Tode 1507 in dem Brauhofe Untermarkt 1 (Ecke der Weberstrasse) wohnte. Obwohl er in Leipzig die Rechte studiert hatte, fing er dennoch in Görlitz einen Grosshandel an. Ein sträfliches Vergehen, das

er sich gegen die Tochter eines Görlitzer Kaufmanns, die Benigna Horschel, zu schulden kommen liess und das ärgerliche Auftritte, ja hochverräterische Umtriebe, „die Görlitzer Pulververschwörung“, zur Folge hatte, soll der Grund gewesen sein, dass er 1465 nach dem heiligen Grabe ging. Dort wurde er am 11. Juli zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen; eine zweite Reise ebendorthin im Jahre 1476 gehört der Fabel an, ebenso sind seine Beziehungen zu der schönen Görlitzerin Agnes Fingerin in ein mythenhaftes Gewand gehüllt. Georg nahm thätigen Anteil an der Stadtregierung, wie er denn 21 mal Schöppe und 6 mal Bürgermeister war.

Seinen ungeheuren Reichtum erwarb er „zwar ehrlich, aber mit vielfältiger Beschwerung der Stadt“ vornehmlich durch Grosshandel. Er legte sein Geld zum grössten Teil in Landgütern an; so besass er: Schönberg mit Halbendorf, Hermsdorf, Leopoldshain, Hennersdorf, Sercha, Lissa, Sohra, Florsdorf, zeitweise auch Thielitz, Stolzenberg und Langenau — ein ungeheures Gebiet zusammenstossender Ländereien. Ausserdem gehörten ihm links der Neisse Zodel und Nickrisch (dieses Gut haben seit 1480 bis auf die Gegenwart, also 422 Jahre, Emeriche [in der männlichen Linie bis 1725] innegehabt). Dazu hatte Georg noch Grundbesitz in der Stadt, ferner viele ausstehende Hauptgelder (Kapitalien), die sich als Erbzinsen mit 4%, als Hypotheken mit 8% verzinsten.

Emerich liess nun nach Plänen, die er sich in Jerusalem verschafft haben muss, das noch jetzt stehende „heilige Grab“ erbauen, das daneben stehende Kirchlein dagegen wurde auch durch Beiträge anderer Leute errichtet (1481 ff.). Ferner schuf er im Frauenhospital eine Stiftung „für Pilger, fremde paedagogi und arme Schüler, die gen Görlitz kamen, dass sie eine Mahlzeit an Essen und Trinken, auch ein Nachtlager darin haben möchten, worin auch unterweilen arme Handwerksgesellen gespeiset und die Nacht über beherbergt würden.“ Das Gebäude stand gegenüber der Westseite der Frauenkirche und ist 1863 abgerissen. Endlich stammt von Georg die Grablegung Christi in der Oberkirche (ein Werk Hans Olmützers aus dem Jahre 1492) und eine hölzerne Schnitzfigur des Heilandes (jetzt in dem Kirchlein zum heiligen Grabe).

Professor Dr. Jecht.

X.

Die Bestrebungen der Handwerker in Görlitz im 3. Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts.*)

Die Bevölkerung von Görlitz gliederte sich im Mittelalter hauptsächlich in „Bürger“ und „Handwerker“. Die Bürger bildeten die herrschende Klasse. Ihnen gegenüber standen die Zünfte der Handwerker. Jede von ihnen war gegen die andere streng abgeschlossen, eine Welt für sich, auf ihr Zunftinteresse und äussere Ehrbarkeit sorglich achtend. Wie noch heute zerfiel der Handwerkerstand in Lehrlinge, Gesellen, Meister. Auch die Gesellen bildeten eine geschlossene Genossenschaft; die fremden, zugewanderten wohnten auf der Herberge ihrer Zunft, standen unter einem Altgesellen, der jedes Vierteljahr neu von ihnen gewählt wurde, hatten ihre eigene Kasse (Gesellenlade), in die regelmässige Beiträge, Eintrittsgelder und Strafgelder flossen und hielten unter sich scharfe Zucht. Zum Meister stieg auf, wer ein Meisterstück gefertigt hatte; Begründung eines eigenen Hausstandes war dabei Bedingung. Jede Zunft stand unter ihren Vorstehern, den Ältesten, die für 12 Zünfte, nämlich für die Tuchmacher, Fleischer, Bäcker, Schuster, Gerber, Schneider, Krämer, Schmiede, Kürschner, Böttcher, Fischer und die sogenannte „Neuzeche“, der Rat jährlich ernannte. Die Ältesten oder Geschworenen, wie sie auch wegen des dem Rate zu leistenden Eides hiessen, hatten den Vorsitz in der Versammlung ihrer Zunft, ferner die Aufsicht über die Lade, die Innungsartikel, Kleinodien, Fahnen u. s. w., die Verwaltung der Innungskasse und die verantwortliche Oberaufsicht über die ganze Arbeit ihrer Zunft. Ferner vertraten sie auch ihre Zunft der Stadtregierung gegenüber. Umgekehrt machte die Stadtregierung sie verantwortlich für alle Vorgänge in ihrer Innung, wie für die Befolgung aller Befehle der regierenden Herren. Denn die Aufsicht der

*) Vergl. Kaemmel, Neues Lausitz. Magaz. B. 51, Knothe, Geschichte des Tuchmacher-Handwerks in der Oberlausitz ebd. B. 58.

Herren vom Rat über die Innungen war eine sehr scharfe und erstreckte sich oft bis ins einzelnste. Allerdings hatten die drei mächtigsten Zünfte, die Tuchmacher, Fleischer und Gerber, je einen Vertreter im Rate, aber einen besonderen Einfluss haben diese nie gehabt.

Obenan unter den Zünften stand das Tuchmacherhandwerk. In ihm betrug 1538 allein die Anzahl der Meister 200. Sorgfältig wurde auf die Güte und Reinheit des Tuches geachtet. Der Färbestoff war ausschliesslich der Waid, nicht, wie jetzt, der erst später aufkommende Indigo; jedes Stück Tuch musste mit einer Marke versehen werden, ehe es in den Handel kam; und niemals war der Rat geneigter schärfer einzuschreiten, als wenn er irgendwelchen Unregelmässigkeiten in der Tuchfabrikation auf der Spur zu sein meinte. Freilich war auch die Blüte der Tuchmacherei für unsere Stadt geradezu eine Lebensfrage. Das Görlitzische Tuch fand Absatz in Meissen, Schlesien, Polen, Ungarn, ja in der Türkei. Es war so geschätzt, dass ein Görlitzer Ballen 10—15 Gulden mehr galt als ein Laubaner, Zittauer, Reichenbacher oder Breslauer. Da nun mit Ausnahme des Grosshandels und der Bierbrauerei das gesamte Warenerzeugnis und der Kleinhandel — die Krämer wurden zu den Handwerkern gerechnet — in den Händen der Zünfte lag, so war es kein Wunder, dass diese Anspruch machten — und zwar mit Recht Anspruch machten — auf Berücksichtigung ihrer Stimme bei Leitung der Stadt. Schon seitdem unsere Stadtgeschichte zuerst aus dem Dunkel der Vergangenheit tritt, seit 1300, zeigen sich diese Bestrebungen der Zünfte. Die herrschende Klasse aber setzte sich dem entschieden entgegen. Es blieb nicht immer bei Worten, öfter schritt man zur That, und vielfach konnte der Rat sein Recht nur durch blutige Hinrichtungen behaupten.

Im 2. und 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts vornehmlich, das heisst zur Zeit, als die Reformation allenthalben eingeführt wurde, war in unserem Görlitz viel Anlass zu Umsturzbewegungen vorhanden.

Zunächst brach um das Jahr 1515 über die gesamte Oberlausitz, besonders aber über Görlitz eine schwere wirtschaftliche Krisis herein. Unsere Stadt Görlitz nämlich, die damals allein in der Oberlausitz Münzen prägte, kam plötzlich in den Ruf, schlechte und minderwertige Pfennige zu schlagen; das Gerücht hatte deshalb Berechtigung, weil in der That viel schlechtes

Geld als Görlitzisches in Umlauf war; doch war es wohl zumeist falsches und ging nur unter Görlitzer Namen. Da nun die Nachbarländer die Görlitzer Pfennige verboten, so strömten sie massenhaft nach der Oberlausitz und Görlitz zurück. Dadurch kam Handel und Wandel ins Stocken und die Warenpreise stiegen ins Ungemessene. Während nun die grossen Grundbesitzer und Kaufherren durch die Preissteigerung und Entwertung des Geldes weniger litten, ja sogar manchmal noch Gewinn zogen, mussten die Massen der städtischen Bevölkerung in grosse Not geraten. Man schob überdies die Hauptschuld der Münzwirren auf die Stadtregenten; man beschuldigte sie, dass sie blindlings in den Tag hinein geprägt hätten.

Besonders aber hoben die Zünfte ihr Haupt empor, angeregt durch die neuen Lehren, die Luther allenthalben hin verbreitete. Wenn dieser auch bekanntlich jede Gemeinschaft mit der sozialen Bewegung, die man den Bauernkrieg nennt, ablehnte, ja sie schonungslos bekämpfte, so ist doch sicher, dass seine Lehren diese Bewegung mit veranlassten. Der gemeine Mann konnte nicht gut den berechtigten Kampf gegen das ganze mittelalterliche Kirchentum und den Kampf gegen die unbedingt sich allenthalben vorfindenden sozialen Missstände auseinanderhalten. Die herrschende Partei in Görlitz sah denn auch ein, dass die neue Lehre der alten strengen Alleinherrschaft gefährlich sein könne, sie suchte daher mit allen Mitteln der Reformation entgegenzutreten. Vornehmlich that das der strenge, unbeugsame Johannes Hass, einer der bedeutendsten Bürgermeister, die Görlitz je gehabt hat. Die Folge davon war, dass die Erbitterung und Aufregung der Gemüter nur noch wuchs und dass die Zünfte auch bei einflussreichen Personen, die sonst noch an der alten Stadtverfassung hingen, Unterstützung fanden.

Im Jahre 1520 kam ein weiterer Anlass, die Handwerker in Unmut zu versetzen. Im Juli dieses Jahres zog die Pest in Görlitz ein und griff in wenig Tagen schreckenerregend um sich. Die im allgemeinen schlechte gesundheitliche Beschaffenheit der damaligen Stadt, ihre Abgeschlossenheit hinter hohen Mauern förderte nur die Ausbreitung des Übels; ärztliche Kräfte fehlten so gut wie ganz; in dumpfer Verzweiflung liess man sterben, was starb. Die einzige Rettung schien in der Flucht aus der verpesteten Stadt zu liegen. Daher flüchtete, wer konnte; aber das waren meist Mitglieder der vornehmen Familien, die

Menge blieb ihrem Schicksale überlassen. So ward denn die Stadt erschrecklich entvölkert. Nach einer Angabe sollen von einer Bevölkerung die etwa 9000 betrug, damals 2600 Personen gestorben sein; in einem einzigen Hause an der Lunitz waren von 52 Personen nur 16 übrig geblieben. Neben dem Gefühle von Trauer ergriff die zurückgebliebenen Einwohner eine tiefe Erbitterung gegen den Rat und die reichen Bürger. In der bedrängtesten Lage hatten die regierenden Herren, um sich selbst zu retten, das gemeine Volk hilf- und ratlos gelassen.

1522 stieg die Erregung der Handwerker noch viel höher, weil der Rat 5 Älteste und Geschworene der Tuchmacher ihres Amtes wegen Überschreitung der Tuchmacherordnung entsetzt hatte. Dazu kam, dass die Tuchmacher beim Rate das alleinige Kaufrecht der Wolle in der Schurzeit in der ganzen Umgebung der Stadt nicht durchzusetzen vermochten. Ferner brachten drückende Landessteuern die Gemüter in noch höhere Aufregung.

Diese Stimmung machte sich bald in zahlreichen Schmähbriefen Luft: an Gassenecken und Hausthüren fand man sie angeschlagen, ohne dass ihre Urheber hätten ermittelt werden können. Da beschloss der Rat Gegenmassregeln. Am 28. September 1524 erging der Befehl, es hätten sich alle Innungen in ihren Vereinshäusern zu versammeln. An diesem Tage gingen Abgesandte des Rats in die Versammlungen und überbrachten gleichmässige Befehle: die Ältesten der Zünfte sollten auf die Schmähbriefe achthaben; falls die Behörde ihre Urheber ermittle, so wollte sie solche strafen zu Leib, Ehre und Gut des Dichters, Schreibers und aller ihrer Kinder. Man solle sich jeder Unterhaltung über die neue Lehre enthalten, die Gebrechen der Innungen sollte man aufzeichnen und beim Rate einreichen. Als nun diese Forderungen den Tuchmachern verkündet wurden, da erhob sich ein grosses Gemurr; unter grossem Tumulte, gedrängt und verhöhnt, mussten die Ratsherren sich entfernen. Der Auflauf ist vor der Thür, so meldete man dem Rate. — Die Seele der Zunftpartei war ein gewisser Alexander Bolze, hervorragend vor anderen durch die Kraft seines Wortes, die Fähigkeit auf andere zu wirken, begabt mit scharfem Blick für die jeweilige Lage, „ein kurz untersatzt Mann, zu bosen aufruhrerischen Sachen Leute einzufuren, zu uberreden nicht ungeschickt, der Hauptvorretir, ein Meister und Stifter allis Unrats“, so schreibt der damalige Chronist Hass über ihn. Der

wusste in der Geschichte der Stadt wohl Bescheid. Neben ihm standen noch eine Reihe anderer tüchtiger Leute. Was sie wollten, bedeutete freilich den Bruch des Übergewichts der herrschenden Familien und die Einführung der lutherischen Lehre; das war aber an sich gar nicht unbillig.

Zunächst brachten die Zünfte Anträge an den Rat. Dieser gab insofern nach, als er die Forderung, den früher verjagten lutherischen Prediger Rothbart wieder einzusetzen, erfüllte. Dieses Nachgeben ermutigte die Innungen. Die Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage nahmen ihren Fortgang: Versammlung auf Versammlung wurde abgehalten, die Zünfte wurden in den Bierhäusern bearbeitet; immer zuversichtlicher wurde die Sprache. Schmähbriefe erschienen überall, die regierenden Herren waren kaum noch auf der Strasse vor Beleidigungen sicher. In grösster Besorgnis vor einem Gewaltstreiche liess der Rat das Rathaus mit verstärkter Wache besetzen. Am 12. Juli 1525 bildete sich ein bevollmächtigter Ausschuss der Tuchmacher aus 16 Mann. Durch die Stadt lief das dumpfe Gerücht, „dass dieselbige Nacht losgebrochen werden solle“. Da brach in dieser Nacht ein fürchterliches Unglück über die Stadt herein, das der politischen Bewegung Halt gebot. Es brannte ein gutes Drittel der innern Stadt ab: etwa 200 Häuser wurden in Asche gelegt.

Hass, der einen Brauhof auf der Peterstrasse (jetzt No. 11) besass, hatte am Abend des 12. Juni Gäste bei sich. Etwa um 9 Uhr war er in den Keller gegangen, um nach dem Rechten zu sehen; als er wieder herauf kam, da trat ihm das Haupt der zünftlerischen Bewegung entgegen, mit dem Rufe: „Herr, ’s ist Feuer!“ Diese Kunde scheuchte die Gäste auf; Hass eilte zu dem regierenden Bürgermeister, der sein Nachbar war, und meldete ihm das Unheil. Bereits stand die Röte über den Häusern der Neissestrasse, der Untermarkt war hell beleuchtet. Die Sturmglocken begannen zu heulen, grosse Menschenmassen strömten in der Neissegasse, dem Herde des Feuers, zusammen. Doch mit offenbarer Schadenfreude sahen die meisten dem Brande zu; ging doch das Feuer in der Richtung des Untermarktes, wo die regierenden Herren ihre Brauhöfe hatten. Die Drohungen, selbst die Bitten der Ratsherren, mit Hand anzulegen, fanden kein Gehör. Unter Schmäh- und Hohnworten schaute man müssig zu, wie das Feuer um sich griff, von Haus zu Haus fort-

schritt und nach dem Untermarkte zulief. Da sah der Stadtschreiber Hass sein Haus aufs äusserste gefährdet. Er schickte seine Familie aus der Stadt und liess die Schindeln vom Dache abwerfen. Aber kaum gelang es ihm seine wertvollsten Sachen in dem Keller zu bergen. In kurzem war sein Besitz eine Beute der Flammen. Hass eilte selbst als Stadtschreiber in das sehr gefährdete Rathaus, und liess die wichtigsten Bücher in das finstere Gewölbe bringen. Inzwischen nahm der Brand rasend überhand. Der ganze östliche Teil der Stadt nach der Neisse glich einem wogenden Feuermeere. Die Neissebrücke, die Vorstadt jenseits der Neisse, die Neissestrasse, der halbe Untermarkt, das Handwerk, der Fischmarkt, die Krischelgasse, die Bäckergasse wurden ein Raub der Flammen. Da wich freilich die sträfliche Gleichgiltigkeit: gingen doch auch zahlreiche Wohnungen der Handwerker, namentlich der Tuchmacher in Flammen auf. Eifrig suchte man dem Elemente entgegenzuarbeiten. Hass, der zur Aufgabe hatte, die Peterskirche zu schützen, konnte mit Mühe und Not dies herrliche Gebäude retten, indem er die Schindeln abstossen liess.

Bei dieser Feuersbrunst brannten über 70 Tuchmacher ab. Die dabei erlittenen Verluste und der Neubau gaben dem Rate auf einige Zeit Ruhe. Überall baute man. Es erhoben sich die verwüsteten Häuser bald stattlicher als vordem aus ihren Trümmern; die reicheren Bürger zumal bauten meist in dem geschmackvollen, eben aufkommenden Renaissance-Stile. Dieser Feuersbrunst, so traurig sie für die damaligen Bewohner gewesen sein mag, verdankt unsere Altstadt zum guten Teil ihr baulich so interessantes und eigenartiges Gepräge.

Die regierende Partei benutzte nun schlau den Umstand, dass die Innungen nach dem Brande mit sich selbst zu thun hatten und des Rates und seines Regimentes vergassen. Mehrere, die in jener Unglücksnacht sich mit Worten und Werken gegen den Rat vergangen, wurden verhaftet, ja vier besonders Belastete sogar hingerichtet.

Vielleicht hatte der Brand ein grösseres Unglück verhütet. Denn damals herrschte vom Bodensee bis zum Harz der furchtbare Bauernkrieg. Auch um Görlitz herum standen die Bauern, wenn auch erfolglos, auf. Die Folgen sind nicht abzusehen, wenn in diesem Augenblick die städtische Volkspartei gesiegt hätte. Vielleicht hätten sich die städtischen Handwerker mit

den unzufriedenen Bauern verbunden, und auch die Oberlausitz wäre von dem unsäglichen Elend, das ein Bürgerkrieg — wie der Bauernkrieg es war — mit sich brachte, nicht verschont geblieben.

Nur ungefähr ein Jahr hatte der Brand die Aufregung unter den Handwerkern dämpfen können. Im Jahre 1526 zeigten sich schon wieder Spuren der Bewegung. Wiederum war Alexander Bolze die Seele des Ganzen; ferner nahm eine etwas zweifelhafte Persönlichkeit, der Pfaffe Hase, regen Anteil daran und suchte — was besonders gefährlich war — die geplante politische Bewegung aus der Lehre der Reformation zu begründen. Allenthalben fanden Beratungen statt, wiederum erschienen zahlreiche „Schmähbriefe“. Schon 1526 hören wir von einer Zusammenrottung von mehreren hundert Tuchmachern. Man beriet damals auf dem Obermarkte im Freien und beschloss, dass kein Zunftgenosse irgendwie bei einem Ratsmitgliede sich Auskunft holen dürfe. Die am meisten gehasste Persönlichkeit war der Bürgermeister Hass, dem man bei dieser Zusammenrottung beinahe übel mitgespielt hätte. Im September 1527 kam nun endlich der Ausbruch. Die Führer der Innung befürchteten damals, dass der Rat ihnen zuvor kommen könne. Deshalb liess Alexander Bolze am 1. September, an einem Sonntage, eine grosse Versammlung entbieten. Bald erfüllten dichte Haufen den Untermarkt und die Laubengänge. Bolze eilte von Gruppe zu Gruppe, teilte den einzelnen seine Gedanken mit und begab sich dann mit den Ältesten der Tuchmacher, Schmiede und Bäcker und anderen in die Peterskirche. Alle Zugänge der Kirche wurden gesperrt. Bolze aber entwickelte in eingehender Rede den Genossen seine Pläne. Unerträglich sei die Willkürherrschaft des Rats, 30000 Gulden nehme er jährlich ein, nur 19000 brauche er, das übrige steckten die einzelnen Personen in ihre Taschen. Dem müsse man ein Ende machen. Zunächst sei die Forderung zu stellen, keinen neuen Rat zu wählen — Anfang September fand jedes Jahr die Ratskür statt — die Zünfte müssten bei der Wahl des neuen Rates mitwirken, auch sollten sie viel mehr Vertreter als bis jetzt im Rate haben, die Hauptgegner der Zünfte im Rate müssten entfernt werden. Die Versammlung rief Beifall; man wählte zunächst Abgeordnete an den Rat, die die Forderungen überbringen sollten. — Inzwischen hatten die Häupter des Rats —

es war nachmittags um 5 Uhr — sich auf dem Rathause versammelt, um die Vorbereitungen zu der am folgenden Tage stattfindenden Ratskür zu treffen. Da kam die Meldung von der Versammlung in der Peterskirche. Sofort beriefen sie den gesamten Rat und liessen an die Zünfte in der Peterskirche die strenge Weisung ergehen, sich zur Verantwortung aufs Rathaus zu verfügen. Die Zünfte schickten ihre Abgeordneten. Auf dem Untermarkte drängten sich die Massen harrend des Ausganges. — Der Rat empfing die Abordnung, ohne sich, wie es sonst Brauch war, zu erheben, und der regierende Bürgermeister machte sie darauf aufmerksam, dass die Zünfte ihren beschworenen Eid gebrochen hätten, da sie sich eigenmächtig ohne Wissen und Willen des Rates versammelt hätten. Dem Sprecher der Handwerker entsank zunächst der Mut, dann aber entwickelte er die Forderungen der Gewerke. Darauf mussten die Handwerker abtreten. Nach kurzer Zeit wieder vorgefordert, erhielten sie folgende Antwort: Da ihre Forderungen den landesherrlich bestätigten Privilegien der Stadt zuwider seien, so sei ein Eingehen auf diese unmöglich; die Zünfte möchten ihre Pläne aufgeben, sonst werde man zu strafen wissen. — Mit höchster Spannung hatte unten vor dem Rathause die Masse des Volks gewartet. Als man den Bericht hörte, erkannten die Einsichtigen, dass die Abgeordneten ihre Sache nicht entschieden genug vertreten hatten. Der Rat aber hatte gesehen, dass den Zünften die unbeugsame Entschlossenheit fehle, hatte Mut gefasst und eine entschiedene Sprache gebraucht. Er hielt Ratskür wie gewöhnlich. Die Zünfte aber, durch die bestimmte Äusserung der Herren eingeschüchtert, schlugen nicht los. Der Rat benutzte diese Unentschiedenheit. Schon am 3. September liess er einen der Hauptanstifter verhaften; mehrere flohen, unter ihnen Bolze.

Da die Gefangenen im Rathaus durch die peinliche Frage, d. h. Tortur, zu weiteren Aussagen gezwungen wurden, so stand zu befürchten, dass der Rat bald alle Verschworenen hinter Schloss und Riegel haben würde. Da raffte sich die geschlagene Partei noch einmal auf. Es war ein Tüchmacher, dem niemand etwas dergleichen zugetraut hätte, Peter Liebig, ein ziemlich beschränkter Mann, der zuerst auf den Gedanken kam, eine Befreiung der Gefangenen zu versuchen. In einem Bierhofe besprach er diesen Plan mit einigen anderen

Tuchmachern und dem Pfaffen Hase; man wollte erst um Losgebung der Verhafteten bitten, dann, wenn sie nicht erfolge, Gewalt brauchen. Am Abende des 18. September, an einem Mittwoch, kamen die Genossen in Liebigs Hause (an der Ecke der Langenstrasse und des Verrätergässchens) in ansehnlicher Menge zusammen. Man sprach erregt hin und her; man müsse Gewalt gebrauchen, den Rat stürzen, zwei Älteste verhaften. Noch Hitzigere redeten gar davon, man solle die regierenden Herren niederstechen. Noch am selbigen Abende wurden Waffen und Rüstungen nach Liebigs Haus gebracht. Doch konnte man an diesem Tage nichts mehr vornehmen, weil die Ratsältesten bereits das Rathaus verlassen hatten. Den nächsten Tag oder spätestens den zweitfolgenden Tag wollte man losschlagen. Inzwischen sollte jeder Genossen gewinnen. — Doch, so kühn der Plan auch angelegt war, man liess — es fehlten ja die besten Führer — den Donnerstag nutzlos verstreichen, und inzwischen erhielt der Rat Nachricht von allem, was geschah. Ein Schneidermeister verriet den Plan; dazu bekam der Magister Hass durch seinen Diener Kunde davon. Sofort liess am Freitage der Bürgermeister Liebigs Haus besetzen und die vorgefundenen Waffen mit Beschlag belegen. Man fand Büchsen, Säbel, Spiesse, Panzerstücke, Streithämmer u. s. w. Liebig leugnete zunächst alles, doch die sofort gegen ihn zur Anwendung gebrachte Folter erpresste ihm die Angabe einer Reihe von Mitwissern, die sogleich verhaftet wurden. Inzwischen wurde der städtische Rottmeister mit seinen Söldnern unter Waffen gerufen, auch die Bürgerschaft auf das Rathaus entboten. Ihr wurde das Geschehene vom Bürgermeister dargestellt und nachdrücklich die Gefahr vor Augen geführt, die ein Aufstand mit sich gebracht hätte. Er ermahnte zu Beistand und Gehorsam. Den Söldnern und Bürgern wurde der Eid abgenommen, beim Rate „Hals und Bauch zu lassen“. Eine Wachtordnung trat sofort in Kraft, um jeden nachträglichen Versuch zu verhindern, und fast ein Jahr waren stets gegen 100 Bewaffnete auf dem Rathause zum Eingreifen bereit.

So war die Verschwörung entschlossen unterdrückt. Hart und schonungslos wurden nunmehr die Strafen vollzogen. Man wollte auch für die Zukunft gründlich abschrecken. Eine viele Wochen dauernde Untersuchung begann. Schon am 25. September wurden die zwei Hauptschuldigen, unter ihnen Peter

Liebig, mit all dem schauerlichen Gepränge, welches das Mittelalter bei solcher Gelegenheit liebte, hinausgeführt auf den Markt, der eine enthauptet, Liebig als Verräter nach dem schrecklichen Rechte der Zeit gevierteilt und je ein Stück an jeder Seite des Rathauses zur Warnung angeheftet. Im ganzen wurden 9 hingerichtet, 14 mit Gefängnis bestraft, 25 waren geflohen. Gegen die Entronnenen aber flog die Acht; auf allen Landstrassen, in allen Wirtshäusern fahndeten die Landreiter nach ihnen, ihre Güter wurden ihnen genommen. Zwei von ihnen gingen nach Wittenberg zu Luther und stellten ihm die Sache bittend vor; der Reformator aber gab ihnen zur Antwort: in weltlichen Sachen sei er kein Richter noch Berater; soviel er aber verstehe, so sei der Sache kein Rat denn der Tod; sie hätten sehr übel gethan und der Pfaffe Hase als ein Schalk, Verräter und Bösewicht gehandelt. -- Die schmale Gasse aber, durch die die Verschworenen vermittelst einer Seitenpforte in Liebigs Haus gelangt waren, erhielt den Namen Verrätergasse, und über dieser Pforte liess der Rat — wie noch heute zu sehen ist — die Buchstaben D. V. R. T. (der verräterischen Rotte Thür) 1527 einhauen. — Die Sage bringt bekanntlich mit dem Aufruhre auch das frühere Anschlagen der Uhr auf dem Mönche in Verbindung. Die Verschworenen hätten immer genau die Zeit zum Durchschleichen durch das Pförtchen gewählt, wo sie wussten, dass der Nachtwächter schon vorübergegangen sei. Nun habe zufällig eines Abends die Uhr auf dem Mönche um 5 Minuten früher geschlagen. Daher sei die verdächtige Gesellschaft zu unrechter Zeit durch das Pförtchen geschlichen und vom Nachtwächter bemerkt worden. Man habe der Sache weiter nachgeforscht, und so sei die Verschwörung an den Tag gekommen. In den Geschichtsquellen für die damalige Zeit findet sich nichts davon.

Professor Dr. Jecht.

XI.

Valentin Trotzendorf.

Etwa anderthalb Wegstunden östlich von Görlitz liegt in einem anmutigen Thale, im Halbbogen eingerahmt von Wäldern und den lieblichen Gruna-Lichtenberger Höhen, der Ort Troitschendorf, dessen Name dadurch Weltberühmtheit erlangt hat, dass der grosse Schulmann Valentin Friedland diesem seinem Geburtsorte nach Gelehrtensitte der Zeit den Namen entlehnte und sich Valentin Trotzendorf nannte. Da wo sich heute, nur etwa 30 Schritte von der Kreisstrasse Görlitz-Lauban, am Dorfrande ein einfacher Denkstein erhebt, ein granitner Obelisk, umfriedigt durch ein Eisengitter, soll nach der Überlieferung das Geburtshaus unsers berühmten Landsmanns gestanden haben. Die Stätte selbst ist heute ziemlich wüst; nur ein Grasplatz und einige verwahrloste Obstbäume zeigen noch die Spuren ehemaliger menschlicher Wohnung an.

Hier also ward Valentin Friedland am 14. Februar 1490 in schlicht bäuerlichem Hause geboren. Der geweckte Knabe genoss erst ziemlich spät den ersten Unterricht bei den Franziskanern in Görlitz, musste aber bald wieder heimkehren, um nach dem Willen des Vaters bei der Feldarbeit zu helfen, während die Mutter gar zu gern aus ihm einen Priester gemacht hätte. Beim Viehhüten soll nun Valentin mit einer Art Kienrusstinte auf Birkenrinde geschrieben und so an seiner eigenen Fortbildung gearbeitet haben. Als er wieder nach Görlitz zurückkehren durfte, rief ihm die Mutter als Scheidegruss zu: „Valten, bleib ja bei der Schulen!“ und durch diesen mütterlichen Wunsch hat sich Trotzendorf noch später wie durch ein Gelübde ans Lehramt gebunden gefühlt. So trat er in die Görlitzer Stadtschule ein, die damals dicht an der Peterskirche lag. Da starb seine Mutter an der Pest, der Vater folgte ihr bald im Tode nach, und der 23jährige Jüngling sah sich fortan auf eigene Füsse gestellt. Er verkaufte das väterliche Erbe und ging nach Leipzig, um sich

fürs Schulfach weiterzubilden und namentlich auch das Griechische zu erlernen, das damals nur wenigen Gelehrten geläufig war. Von 1515 an lehrte Valentin drei Jahre lang an der Franziskanerschule in Görlitz, aber 1518 wandte er sich, durch Luthers Reformation begeistert, nach Wittenberg, wo er sich hauptsächlich an den 7 Jahre jüngern Melanchthon anschloss und wo er sogar das Hebräische erlernte.

Das Jahr 1523 brachte den entscheidenden Wendepunkt in Trotzendorfs Leben. Durch einen Freund, den Rektor Helmrich in Goldberg, erhielt er einen Ruf an die dortige Stadtschule, und seit 1531 übernahm er die Leitung dieser Anstalt selbständig. Fast ein Vierteljahrhundert hat er hier mit grösstem Erfolge und Ruhme gelehrt, ein Mann, zwar klein an Wuchse, aber von grossem Geiste, der so ganz im Schuldienst aufging, dass er z. B. nie an Vermählung gedacht hat. Die Goldberger Schule wurde unter ihm und durch ihn zu einer Musteranstalt für jene Zeiten, denn, wie Melanchthon sagte, Trotzendorf eignete sich zur Leitung einer Schule wie der ältere Scipio Africanus zum Feldherrn.

Religion und Latein waren ihm die Grundlagen aller sittlichen und geistigen Bildung. „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang.“ Daher verlangte er genaue Kenntnis der christlichen Lehre, Einprägung des Katechismus nach Frage und Antwort, Gebet, Abendmahlsgang und Beichte und verbot jede unziemliche Rede aufs strengste. Den Religionsunterricht erteilte er selbst mit heiligem Ernste, und er sagte wohl: Wer den Religionsunterricht wegnimmt, der reisst die Sonne vom Himmel, der nimmt dem Jahre den Frühling.

Den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache förderte er auf jede Weise; selbst die Unterhaltung der Schüler sollte lateinisch sein. Ein Gedicht, das ein Loblied auf die Goldberger Schule und ihren Rektor sein wollte, besagt: „Damals verstummte die Muttersprache unter den Knaben, keinem war gestattet deutsch zu sprechen. So hat er die römische Sprache allen eingegossen, dass es für Schande galt, in deutscher Zunge zu reden . . . . man hätte glauben sollen, Goldberg liege in Latium.“

Aufsehen erregten besonders auch Trotzendorfs Schuleinrichtungen, denen gemäss die älteren Schüler die jüngeren unterrichten halfen oder wonach die einen Zöglinge als Ökonomen,

Ephoren und Quästoren die Aufrechterhaltung der Hausordnung unterstützten, andere als Konsuln, Senatoren, Zensoren die Schulzucht selbst üben lernten. Achtung vor Obrigkeit und Gesetz sollte auf diese Weise von Jugend auf anerzogen werden, und mannigfach waren die Strafen für die Übelthäter, die freilich auch wieder durch eine gute lateinische Verteidigungsrede umgangen werden konnten.

Trotzendorfs Schule war zeitweise von Hunderten von Zöglingen, namentlich auch von vielen Ausländern besucht; aber gerade darin lag auch eine Gefahr für die Schulzucht; mannigfache Enttäuschungen blieben nicht erspart; Pest und ein grosser Stadtbrand verödete zudem die Anstalt, die schliesslich nach Liegnitz übersiedelte; mit Mühe hielt sie Trotzendorf hier noch aufrecht. Am 20. April 1556 traf ihn, als er gerade den 23. Psalm auslegte, der Schlag. Nach den Worten: „Jetzt werde ich in eine andere Schule abberufen," verlor er die Sprache und starb ein paar Tage darauf. Seine Leiche ward in der Johanniskirche in Liegnitz beigesetzt, seine geistige Hinterlassenschaft aber wurde von Freunden nach seinem Tode herausgegeben. Bilder von ihm treffen wir über seiner Gruft in Liegnitz mit der Umschrift *τοῖς παισὶ χρήσιμα εἶπεν*, ferner in der Stadtkirche zu Goldberg und eines in dem Gotteshause zu Troitschendorf, wovon eine Kopie im Sitzungszimmer der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften hängt. Sie zeigen einen weissbärtigen Mann mit rotem runzeligen Antlitz und einem fast müden Augenausdruck. Der 1890 in Troitschendorf errichtete Denkstein trägt die einfache Inschrift: Geburtsstätte des Valentin Friedland, genannt Trotzendorf, Rektor zu Goldberg, geboren am 14. Februar 1490, gestorben am 26. April 1556.

Oberlehrer Schmidt.

XII.

Jakob Böhme.

Jakob Böhme war 1575 als Bauernsohn in Altseidenberg geboren und genoss im Elternhause eine streng religiöse Erziehung, wie er denn auch aus freiem Antriebe von früh auf viel Zeit aufs Lesen der heiligen Schrift verwandte. Nachdem er in der Stadtschule zu Seidenberg einen guten Unterricht genossen hatte, gaben die Eltern den Knaben, der zu schwächlich erschien, um bei der Landwirtschaft helfen zu können, zu einem Schuhmacher in die Lehre. Mit 18 Jahren ging Jakob auf die Wanderschaft und gewahrte dabei überall in Deutschland mit tiefer Betrübnis in religiösen Dingen, zumal auch in der protestantischen Welt, Engherzigkeit, öden Streit und blinden Buchstabenglauben, der das Gemüt nicht befriedigte. Um seine innere Unruhe und Aufregung darüber zu bemeistern, vertiefte er sich um so eifriger in das Wort Gottes und fand besonderen Trost in der Verheissung, dass der Vater seinen heiligen Geist geben wolle denen, die ihn darum bitten.

1594 kam Böhme nach Görlitz, ward 1599 Bürger und Meister und gründete sich auch einen eigenen Herd. Ein Muster als Gatte und Vater, still und anspruchslos ging der schlichte Mann fleissig seinem Berufe nach, versäumte aber darüber nicht die Arbeit an seinem innern Menschen, und sein religiöses Bedürfnis war es, das den mit einer eigentümlich grüblerischen Anlage ausgerüsteten frommen Mann zum Philosophen, oder wie wir besser sagen müssten: zum Seher, zum Propheten machte. Er versenkte sich bei seiner Arbeit in die tiefsten Gedanken über Gott und göttliches Wesen, über das Geheimnis seiner Menschwerdung, über den Ursprung von Gut und Böse, über den Grund der Weltschöpfung und ähnliche Fragen, und es kamen ihm dabei wunderbare Erleuchtungen: es ward ihm, als seien ihm die letzten Gründe aller Dinge enthüllt, als vermöchte er den Dingen bis ins innerste Wesen zu schauen. Bescheidenes Sinnes schrieb er zunächst nur für sich oder einen kleinen Kreis

von Freunden das auf, was ihm der Geist bei solcher Versenkung in philosophisch-theologische Dinge eingab, und es bewahrheitete sich hier: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Aber die Feder konnte nicht schnell genug das niederschreiben, was ihm an Gedanken zuströmte; und so sind denn die Werke dieses doch eigentlich ungelehrten Mannes in der Form nicht recht ausgefeilt; aber bei aller Unvollkommenheit, ja Dunkelheit des Stils sind seine tiefsinnigen Betrachtungen und die bilderreiche, oft geradezu dichterische Sprache noch heute bewundernswert, und noch mehrere neuere Philosophen haben von diesem „philosophus teutonicus" Anregungen erfahren oder an ihn angeknüpft.

Verkannt, als Narr verspottet, oder als unchristlich von der unduldsamen Geistlichkeit in Görlitz, an deren Spitze Gregorius Richter stand, verfolgt, wurde Jakob Böhme sogar gefangen gesetzt und nur gegen das Versprechen freigelassen, dass er nichts mehr schreiben wolle. Fünf Jahre hielt er diese Zusicherung; als er aber auf das Drängen seiner Freunde zu schreiben fortfuhr, ward er aufs neue verfolgt und sollte sogar die Stadt meiden. Nachdem ihm noch das Konsistorium zu Dresden nach einem persönlichen Verhör das Zeugnis eines rechtgläubigen, frommen Christen ausgestellt hatte, starb Böhme, erst 49 Jahre alt, am 17. November 1624. Sein Grab liegt auf dem alten, also unteren Friedhofe, nur wenige Schritte von der Nikolaikirche entfernt. An 30 Schriften rühren von ihm her; die bedeutendste war auch zugleich sein Erstlingswerk: Aurora oder Morgenröte im Aufgang. 1612.

An Jakob Böhme erinnern uns in Görlitz eine Gedenktafel (Ecke der Breslauer- und der Pragerstrasse) an dem Hause, wo der grosse Theosoph gelebt und gewirkt hat, ferner das Jakob Böhme-Denkmal am Parke und die Jakob Böhmestrasse. In seinem Geburtsorte ist ihm auf dem „Burgsberge" ein schlichter Gedenkstein gesetzt worden. Bei der Eigenart Jakob Böhmes war es kein Wunder, dass auch die Sage sich seiner Person bemächtigte: das Volk erzählte sich von ihm, dass er als Knabe einmal beim Viehhüten auf der Landeskrone den Eingang in den Berg und zu dem dort verborgenen Schatze gefunden habe, dass er aber erschrocken eilig zurückgegangen sei, ohne etwas von dem Gelde zu nehmen.

Oberlehrer Schmidt.

XIII.

Bartholomäus Scultetus.

Nach dem „Pönfalle“, jenem verderblichen Strafgerichte, das die Sechsstädte im Jahre 1547 über sich ergehen lassen mussten, war auch der politische Einfluss unserer Stadt Görlitz gebrochen. Jenes zielbewusste, zähe Auftreten selbst dem Landesherrn gegenüber, das früher unsere Stadt so einflussreich gemacht hatte, war gewichen, und an seine Stelle eine vollständige Unterwürfigkeit getreten. Tüchtige Männer lebten auch nach dem Niedergange der äusseren Macht wie zuvor in den Mauern unseres Görlitz; aber sie konnten ihre Vortrefflichkeit nicht mehr auf dem Gebiete der hohen Politik zeigen, sie glänzten dafür durch ihre Bürgertugenden und durch ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaften. Unter ihnen nimmt den ersten Platz Bartholomäus Scultetus ein, der vielgefeierte Görlitzer Mathematiker und Astronom.

Bartholomäus Schulz, oder, wie er sich in lateinischer Form nannte, Scultetus, wurde geboren im Jahre 1540. Er besuchte die Stadtschule in Görlitz und ging dann auf die Universität Leipzig und andere Hochschulen. Schliesslich hielt er selbst in Leipzig Vorlesungen, die unter anderen auch der berühmte Tycho de Brahe hörte. Im Jahre 1567 finden wir ihn wiederum in Görlitz. Hierselbst wirkte er an dem 1565 gegründeten Gymnasium als Lehrer der Mathematik bis 1584. Bald jedoch trat er in die Verwaltung der Stadt ein, in der er bis zu seinem Tode im Jahre 1614 einen ausschlaggebenden Einfluss ausübte.

Viel bedeutender noch ist Scultetus' Thätigkeit als Gelehrter, vornehmlich als Mathematiker und Astronom. Tycho de Brahe war sein Schüler und stand später mit ihm in Briefwechsel. Johann Kepler, der weltbekannte Sternkundige und Mathematikus, besuchte unsern Scultetus im Jahre 1607. Auch der Kaiser Rudolf, der ja bekanntlich sehr der Astrologie zuneigte, zeichnete

ihn aus und hielt bei seinem Besuche in Görlitz im Jahre 1577 mit ihm lange Gespräche. Bartholemäus Scultetus hat sodann an der Einführung des Gregorianischen Kalenders thätig mitgewirkt. Es war wohl auch seinem Einflusse zu danken, dass die Einwohner der Oberlausitz im Anfang des Jahres 1583 den neuen Kalender fast überall willig annahmen, während andere protestantische Länder sich gegen die neue päpstliche Einrichtung sträubten. Auch die Einführung der neuen zwölfteiligen Uhr im Jahre 1584 scheint er vornehmlich betrieben zu haben; früher schlug die Uhr von 1 bis 24 und zwar beginnend von Anbruch des Abends bis zum nächsten Abend, wie denn heute noch das 24teilige alte Zifferblatt am Ratsturme zu sehen ist.

Grosse Verdienste erwarb sich ferner Scultetus durch Verfertigung einer Landkarte der Oberlausitz. Die Landstände regten ihn dazu an und leisteten ihm Unterstützung. Da er keine ältere Vorlage einer Karte hatte, sondern alle Aufnahmen ganz neu machen musste, so unternahm er 7 Reisen allenthalben hin in die Oberlausitz. Der Ruf seiner Geschicklichkeit in Landesaufnahmen war so gross, dass ihm sogar angetragen wurde, das Moskowiter Land, d. h. Russland, in eine „Tafel“ zu bringen. Der Plan zerschlug sich jedoch, man weiss nicht, aus welchem Grunde.

Das Bleibendste, was Scultetus geschaffen hat, sind seine Leistungen in Görlitzer Geschichte. Zunächst ordnete er das zu seiner Zeit in grosser Unordnung befindliche Ratsarchiv und rettete viele Kostbarkeiten vor dem Untergange. Ausserdem schrieb er eine Görlitzer Chronika von den Anfängen der Stadt bis zu seiner Zeit in 3 Bänden. Es ist ganz erstaunlich, was er trotz seiner fortgesetzten Beschäftigung mit der Verwaltung der Stadt auf litterarischem Gebiete gearbeitet hat; es könnten wohl an die 30 Titel von gedruckten Büchern, die er verfasste, aufgezählt werden, ganz ungerechnet seine vielen handschriftlichen Werke. Seine Kinder wurden nach seinem Tode wegen der Verdienste ihres Vaters unter dem Namen Scholz von Schollenstern geadelt, während der bescheidene Vater das ausgeschlagen hatte. Scultetus liess sich mehrere Male „abkonterfeien“, d. h. sein Bild fertigen, darunter von dem Formschneider Georg Scharfenberg, dem wir auch die erste „Abconterfeitung“ der Stadt Görlitz aus dem Jahre 1566 verdanken. Scultetus’

Wohnung befand sich Peterstrasse 4 (jetzt dem Kaufmann Rosenthal gehörig), nicht aber, wie man bisher irrtümlich angenommen hat, in der Untermarktsapotheke Peterstrasse 1, an der übrigens unseres Bartholomäus älterer Bruder Zacharias die astronomischen Zeichnungen anbrachte.

Professor Dr. Jecht.

XIV.

Görlitz im 30jährigen Kriege.

Gleich zu Anfang des 30jährigen Krieges wurde die Oberlausitz und Görlitz in arge Mitleidenschaft gezogen. Der Aufstand der Böhmen gegen Ferdinand II. und die Wahl Friedrichs von der Pfalz auf den böhmischen Königsthron liess der Oberlausitz als einem Nebenlande Böhmens kaum einen anderen Ausweg, als sich mit diesen Vorgängen einverstanden zu erklären. Friedrich selbst zog unter jauchzendem Zurufe der Bürgerschaft am 10. März 1620 in unserer Stadt ein, verzichtete aber auf die beabsichtigte Huldigung von seiten der Oberlausitz in Bautzen und kehrte schleunigst nach Böhmen zurück. In demselben Jahre rückte nun des Kaisers Ferdinand Verbündeter, Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, von seinen meissnischen Landen aus gegen die Oberlausitz vor, und am 5. Oktober 1620 fiel ihm Bautzen, das sich 4 Wochen lang gewehrt hatte, in die Hände. Gegen ihn hatte nun im Auftrage Friedrichs von der Pfalz der Hohenzollernfürst Johann Georg, Markgraf von Jägerndorf, eine ansehnliche Truppenanzahl (18000 Mann) versammelt und sein Hauptquartier in Görlitz aufgeschlagen; doch kann man nicht sagen, dass er sich als thätiger und umsichtiger Heerführer erwiesen habe. In der Zeit nun seiner Einquartierung in Görlitz (vom 9. September 1620 bis 27. Februar 1621) musste unsere Stadt fürchterliche Lasten ertragen. Sie glich einem grossen Kriegslager; die Verpflegung machte ungeheure Kosten; die Bürger mussten fortdauernd Schanzarbeiten verrichten, wie denn die heutige Schanze (früher der Pfarrberg) daher ihren Namen hat. Noch verworrener wurde die Lage nach der Schlacht am

Weissen Berge (8. November 1620), wo des „Winterkönigs" Herrlichkeit zu Ende ging und damit des Markgrafen Stellung in Görlitz unhaltbar wurde. — Ein Glück war es für die Oberlausitz, dass der Kurfürst von Sachsen das Land zunächst als „Kaiserlicher Kommissar", dann als „Pfandinhaber" und schliesslich durch den Prager Frieden als unumschränkter Besitzer in seine Hände bekam. Unsere Vorfahren entgingen dadurch dem traurigen Geschicke der gegen Ferdinand sich erhebenden Böhmen, welche den begangenen „Hochverrat" nicht nur mit dem Verluste aller ihrer Güter, sondern auch mit dem Leben zu büssen hatten. Die Besitznahme unseres Landes durch Kursachsen ersparte der Oberlausitz ferner die gewaltsame Zurückführung zum Katholicismus und erhielt ihr den Protestantismus bis auf unsere Tage. —

Bis 1627 ging nunmehr der Schrecken des 30jährigen Krieges so ziemlich an unsern Mauern vorüber. 1627 hatte man unter Wallensteins Ausschreibungen zu leiden, im folgenden Jahre plagten 3 Kompagnien „Seligmacher" unter ihrem sauberen Obersten Louis Laborde, genannt der „lahme Urban", 22 Wochen lang die Bürger durch Bekehrungsversuche zum katholischen Glauben und durch allerhand Schandthaten aufs ärgste. Im Oktober 1631 kam der Feldmarschall von Tiefenbach aus Schlesien in die Oberlausitz; vor seinen Horden war nichts sicher, überall wurde geplündert, geraubt, gemordet und geschändet. Görlitz musste sich natürlich ihm widerstandslos ergeben und kam noch einigermassen glimpflich davon. Im Juni des folgenden Jahres zwang der kaiserliche Feldherr Freiherr Hannibal von Schaumburg die 200 Mann sächsischer Besatzung in Görlitz zur Übergabe. Schafgotsch, Ilow, Paradeiser hielten sodann die Stadt besetzt und plagten die Bewohnerschaft aufs ärgste. Eine fürchterliche Pest, die täglich bis 50 Menschen und im ganzen 5513 Personen hinwegraffte, machte das Elend noch viel schrecklicher. Auch sächsische Truppen, die an Stelle der kaiserlichen traten, verfuhren kaum besser als die feindlichen kaiserlichen Scharen. Am 30. Oktober 1633 rückte Wallenstein, der am 11. desselben Monats die Schweden bei Steinau a. d. Oder geschlagen hatte, vor die Stadt. Sein Feldmarschall Ilow schickte an den tapferen sächsischen Befehlshaber Rochau einen Trompeter, er möge sich ergeben. Auf die schroff ablehnende Antwort erfolgte von 2 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends eine heftige Kanonade, sodann ein Sturm. Die Kaiserlichen drangen ein,

mit Äxten und Keulen schlugen sie die Hausthüren auf, stürmten in die Gebäude, stachen nieder, wen sie trafen, und plünderten und hausten fürchterlich, bis Ilow nach 2 Stunden (etwa um 9 Uhr Abends) Halt gebot; aber nur dadurch, dass er eigenhändig mehrere seiner Soldaten niederstiess, konnte er sie an weiterem Frevel hindern. Rochau, der sich in den Kaisertrutz zurückgezogen hatte, musste sich am folgenden Tage ergeben und wurde „mit einem Pistol“ erschossen; sein Leichnam lag einen ganzen Tag unbedeckt im Zwinger am Kaisertrutze zur Schau aus. Am 4. November zog sodann Wallenstein, der im Schlösschen zu Leopoldshain sein Quartier gehabt hatte, mit dem ganzen Kriegsvolke durch die Stadt nach Bautzen. Auch 1633 hauste die Pest in Görlitz; über 1100 Personen starben an ihr. — Die Leiden des Jahres 1634 waren für Görlitz noch schrecklicher. Bald im Besitz der Kursachsen, bald in dem der Kaiserlichen wurde das arme Gemeinwesen wiederholt in grauenhafter Weise ausgeplündert und ausgesogen; vornehmlich haben in dieser Beziehung der Fürst Lobkowitz, der Generalmajor Lamboi und ein feiger sächsischer Oberst sich für lange Zeit bei den Görlitzern eine üble Berühmtheit verschafft. — Hatten sich bisher sächsische und kaiserliche Truppen in den traurigen Ruhm geteilt, unsere Vaterstadt beinahe bis zum Niedergang zu bringen, so kam nach dem Frieden zu Prag 1635 als dritter schlimmer Gast der Schwede.

Mit diesem Frieden nämlich waren Kaiserliche und Kursachsen zu Bundesgenossen geworden. Kein Wunder daher, dass der schwedische Oberfeldherr Banner auf seinem Zuge nach Böhmen hin im Jahre 1639 die kursächsischen Lande fürchterlich heimsuchte. Als er sodann in Nordböhmen sein Hauptquartier aufschlug, liess er 8000 Mann in die Oberlausitz, die seit 1635 endgültig kursächsisches Land war, einrücken. Diese besetzten sämtliche Sechsstädte und saugten das Land fürchterlich aus. Banner musste übrigens im März 1640 seine Stellung in Nordböhmen vor den andringenden Kaiserlichen räumen. Er befahl aber dem Oberbefehlshaber in der Oberlausitz Wancke, alle seine Truppen in Görlitz zusammenzuziehen und sich dort bis auf den letzten Mann zu verteidigen.

Görlitz war schon seit Pfingsten 1639 mit alleiniger Ausnahme von $1^1/_2$ Monaten von den Schweden besetzt gewesen. Nunmehr seit dem März 1640 vereinigte Wancke hier ein ganzes Regiment Dragoner, das volle 19 Monate in der Stadt sein festes

Lager hatte. Es lässt sich kaum beschreiben, wie drückend die Einquartierungslast dieser schwedischen Truppen, die aus etwa 1000 Mann ordentlicher Krieger und 300 Trossknechten, Weibern, Mägden und Kindern bestand, war. Da Handel und Wandel stockten, hatten die Bürger keinerlei Verdienst und die Stadtkasse keine Einnahme, und dabei musste immer und immer gezahlt und geliefert werden. Die Schweden wurden zwar, was die Dienstzucht betraf, von dem überaus tüchtigen Wancke in straffer Ordnung gehalten, gegen die Bürger aber nahmen sich die Truppen alles mögliche heraus. Da nun ihr Oberbefehlshaber eine baldige Belagerung voraussah, so traf er dafür die umfassendsten Vorbereitungen: die Mauern, Thore und Türme, Gräben und Brücken wurden in guten Zustand gesetzt, grosse Futtervorräte für die 600 Pferde beschafft, Unmassen von Getreide, Vieh u. dergl. zusammengebracht — alles Massnahmen, bei denen die Bürger mit Hand anlegen mussten.

Im Juli 1641 rückten nun Kaiserliche und Kursachsen heran und schlossen am 25. dieses Monats den Belagerungsring. Ihre Anzahl betrug an Fuss- und berittenen Völkern über 10000, dazu hatte ihre starke Artillerie die umliegenden Höhen besetzt und feuerte von dort aus fast täglich ihre Kugeln gegen die Stadt. Wancke hatte vor dem Anmarsche der Feinde die Vorstädte anzünden lassen, wobei etwa 800 Häuser in Flammen aufgingen, und sich hinter die Stadtmauern zurückgezogen.

Als Oberbefehlshaber der Belagernden weilten vor der Stadt: der Kurfürst Johann Georg I., der Kaiserliche General von der Goltz und der Herzog Franz Albrecht von Sachsen.

Fast täglich wurde um und an den Stadtmauern gekämpft, fast täglich verursachten einfallende Kugeln bei den Bürgern die grösste Angst; je länger die Belagerung dauerte, um so grösser wurde die Not. Hauptstürme geschahen am 12. und 24. August; aber abgesehen von einer Bastei in der Kahle, welche der „schwedische Fähnrich“ Löst aufgeben musste, und einem Turme gegenüber der jetzigen Kaserne konnten die mutig anstürmenden Kaiserlichen und Sachsen an keinerlei Stelle in die Stadt eindringen. Vornehmlich muss es unsere Bewunderung erregen, dass trotz vieler zerstörenden Kugeln und trotz vieler Anläufe die Schweden einen Turm jenseit der Neisse bei Jakob Böhmes Haus mit Erfolg verteidigten, obwohl auch die Hothergasse von den Feinden besetzt und die verbindende Neissebrücke von dort aus bestrichen werden konnte. —

War so der tapfere Wancke weder durch Sturmangriffe, noch durch die unausgesetzt geschleuderten Artilleriegeschosse zu bewegen, die Stadt zu übergeben, so brachte ihn endlich doch der Mangel an Pulver und die sich mit der Zeit steigernde Kälte der Jahreszeit und das knapp werdende Brennholz dazu, seinen Posten zu verlassen; am 30. September unterzeichnete er das Schriftstück der Übergabe, in dem er sich freien Abzug unter Trommel- und Pfeifenschall ausbedang. Und so zogen die unliebsamen Gäste am 3. Oktober von Görlitz ab. Ein unaufgeklärter Zwischenfall dabei brachte es noch mit sich, dass ein Teil von ihnen niedergehauen wurde.

Ein Ereignis während der Belagerung ist noch heute nicht aus dem Gedächtnis der Görlitzer Bürger geschwunden: Die Geschichte vom „schwedischen Fähnrich".

Dieser, mit Namen Johann Löst, ein „schöner, hübscher, langer" Mensch, lag im Quartier Langestrasse 50 und hatte sich mit der Tochter des reichen Görlitzer Ratmannes Gobius verlobt.*) Als Verteidigungsposten war dem Fähnrich das starke Rondel, gelegen an der Stelle, wo jetzt die Kaufmannsche Villa in der Bergstrasse sich befindet, zugeteilt. Am 12. August 1641 donnerten nun bei einem Hauptsturme von früh 4 Uhr bis zum späten Abend die Kanonen und sandten ihre Kugeln gegen die Türme, Mauern und Häuser. An zwei Stellen wurde „Bresche" geschossen und gestürmt. Am gefährdesten war der Posten des Fähnrichs Löst, hier „stund alles in voller Batallie"; als nun bei einem Sturme der Fähnrich mit einem Balken vor die Brust geschlagen wurde, wich er zurück und gab den Kaiserlichen das Rondel auf. Der Oberstleutnant Wancke war über den Verlust dieses wichtigen Verteidigungswerkes ausser sich; er betrachtete das Benehmen des Fähnrichs als Feigheit, liess ihn vor ein Kriegsgericht stellen und am 22. August 1641 auf der steinernen Bank am Klosterthore auf dem Obermarkte trotz aller Fürbitten erschiessen. Die Leiche des Erschossenen wurde „ehrlich, doch ohne Soldatenzeremoniell" in der Annenkapelle begraben, wo heut noch der Leichenstein zu sehen ist. Lösts hinterlassene Braut wusste sich übrigens zu trösten und

*) Noch heute weiss die Görlitzer Sage von dem Alchimisten „Kopsch" zu erzählen, der bei seiner Beerdigung aus seinem Hause, jetzt Peterstrasse 13, hinter dem Sarge herrief: „Kopsch, Kopsch, Kopsch!" und der auf dem alten Nikolaikirchhofe in und neben der Gobiusschen Gruft sein Unwesen treiben soll.

heiratete bald darauf den Albinus Seifried; ihr und ihres Gatten Ehewappen ist heut noch am Hause Biesnitzerstrasse Nr. 860 zu sehen.

Zum Schlusse verdient noch erwähnt zu werden, dass der „Kaisertrutz", früher genannt das grosse Rondel, aus der Zeit der Belagerung seinen Namen empfangen hat.

Die Leiden der Stadt im 30jährigen Kriege waren mit der Belagerung im Jahre 1641 noch nicht zu Ende, sondern auch in der Folge bis zum Friedensschlusse blieb die Stadt von Truppeneinquartierungen und sonstigen Belästigungen nicht verschont.

Was Wunder, wenn der Wohlstand der Stadt gänzlich untergraben war; ja wegen der ungeheuren Schuldenlast, die die Stadt sich aufbürden musste, konnte sie die Zinsen nicht mehr bezahlen und wurde unter Sequestration gestellt. Diese misslichen Vermögensverhältnisse blieben ihr durch der Zeiten Ungunst, Kriege und Teuerung bis in das 19. Jahrhundert anhaften.

Professor Dr. Jecht.

XV.

Karl XII. in Görlitz.

Da der Landesherr der Oberlausitz, August der Starke (1694—1733), als König von Polen mit dem Schwedenkönige Karl XII. in Kampf geraten war und bei Fraustadt 1706 unterlag, so standen dem siegreichen nordischen Könige die Lausitzen und Kursachsen offen. Karl ging am 1. September bei Steinau über die Oder, und bereits am 6. September kamen 50 bis 70 schwedische Husaren von Leschwitz her über die Weinberge an das Frauenthor. Sie sprengten dasselbe mit Gewalt und trieben die sächsischen Dragoner durch das Reichenbacher Thor bis Markersdorf, wo ein Scharmützel entstand. Karl XII. lagerte selbst in Schönberg; das um Görlitz liegende Land sowie auch die Stadt mussten grosse Massen Lebensmittel, Getreide u. s. w. aufbringen, im übrigen hielten die Schweden sehr gute Mannes-

zucht. Stanislaus Leczinski, den Karl an Augusts Stelle auf den polnischen Thron gesetzt hatte, langte am 12. September mit 6000 Mann in der Umgebung von Görlitz an und wohnte im Schlosse zu Hennersdorf. — Nach dem Frieden zu Altranstedt berührten natürlich die schwedischen Truppen auf ihrem Marsche nach Osten wiederum Görlitz. Karl selbst kam am 12. September (1707) in der Stadt an und begab sich in vollem Galoppe bis zur Peterskirche. Hier stieg er ab, ging im Mittelgange bis zum „Predigtstuhl", darauf auf die Empore zur Orgel; hier zog er selbst mehrere Register und erlaubte sich einen allerhöchsten Witz zu machen; sodann ging er zu den Glocken empor und liess trotz der Gegenvorstellung des Äditfuus (Kirchendieners), dass ein Auflauf entstehen könne, die grosse Glocke anschlagen. Nachdem er herunter gestiegen und durch die „Brauttür" hinausgegangen war, setzte er sich zu Pferde, wobei er der Menge Neugieriger entgegenrief, ihn ja recht genau zu beschauen. Darauf nahm er den Weg zum heiligen Grabe, besah sich dasselbe oberflächlich, umritt die Stadt bis zum Frauenthore, lenkte in dasselbe ein, und ritt durch die Nonnen-, Schwarze-, Brüder- und Neissegasse zum Neissethore nach Lauban ab.

Professor Dr. Jecht.

XVI.

Das Gefecht von Katholisch-Hennersdorf am 23. November 1745.*)

Friedrich der Grosse hatte sich durch den ersten schlesischen Krieg Schlesien und die Grafschaft Glatz erstritten, aber einen ruhigen, unangefochtenen Besitz des schönen Landes durfte er noch nicht erhoffen. Als sich daher nach dem Breslau-Berliner Frieden von 1742 die politische Lage zu Gunsten Maria Theresias

*) Es bedarf wohl kaum des Hinweises, dass die folgende Darstellung sich in der Erzählung der Kriegsvorgänge an das Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs des Grossen, Band 3, S. 149—180 anschliesst.

verschob, indem Karl Albert, der Kurfürst von Bayern, zugleich deutscher Kaiser, im Bunde mit den Franzosen einen Misserfolg nach dem andern erlitt, anderseits sich die Zahl der Parteigänger Österreichs verstärkte, da ward der König mit Recht für seine junge Erwerbung besorgt, und er beschloss einem zu erwartenden Angriffe auf Schlesien zuvorzukommen, indem er selbst wieder in den Kampf gegen Maria Theresia eintrat.

Er eröffnete also den zweiten schlesischen Krieg. Mit 80000 Mann sogenannter kaiserlicher Hilfsvölker brach Friedrich 1744 in Böhmen ein, sah sich aber nach anfänglichen Erfolgen genötigt dies Land zu räumen. Erst im folgenden Jahre stellte er durch die ruhmreiche Schlacht von Hohenfriedberg sein Waffenglück und sein Ansehen wieder her. Nach dem neuen Siege von Soor, auf böhmischem Boden, führte er sein Heer abermals nach Schlesien zurück, um hier Winterquartiere zu beziehen. Dies fasste aber der Feind als ein Zeichen von Schwäche auf und beschloss, noch durch einen Herbstfeldzug den König zu überrumpeln und die Mark Brandenburg und Berlin anzugreifen, ein Plan, der dem Preussenkönige alsbald verraten ward. Dass es den Österreichern Ernst war, ging schon daraus hervor, dass für den Spätherbst und Winter Magazine in Görlitz, Bautzen, Spremberg, Forst und Lübben angelegt wurden. Friedrich beschloss nun den Gegenschlag so zu führen, dass er von Halle und von Schweidnitz, also von Westen und Osten her in Sachsen einfallen wollte, sobald sein Gegner, der Prinz Karl von Lothringen, in der Lausitz einrückte.

Wirklich näherte sich dieser von Gitschin—Turnau—Reichenberg und Friedland her mit etwa 40000 Mann dem mit Österreich verbündeten Sachsen. Auf die erste Nachricht von solchen Bewegungen sammelte sich das preussische Heer in der Nähe von Jauer und Bolkenhain, und sofort gingen einzelne Abteilungen auf Löwenberg und Greiffenberg vor. Am 20. November bereits meldete der unermüdliche Winterfeldt, dass zwischen Marklissa und Lauban feindliche Reiter, in den Dörfern auf Görlitz zu österreichische Infanterie zu erblicken sei, dass Görlitz selbst aber noch vom Feinde frei sei; am 22. ergänzte er seinen Bericht dahin, dass in Rothwasser, Siegersdorf, Tschirne, Schreibersdorf und Katholisch-Hennersdorf österreichisches Fussvolk und Kavallerie liege. Daraufhin befahl Friedrich sofort für den 23. November Vormittags 11 Uhr Versammlung seiner ganzen Armee, die etwa

30000 Mann betrug (47 Bataillone, 105 Schwadronen), östlich Naumburg a. Qu. und plante für diesen Tag ein Treffen, während Winterfeldt bis zum 25. zu warten vorgeschlagen hatte.

Auch der Prinz Karl von Lothringen war über die Bewegungen seines Gegners nicht im Unklaren geblieben, aber trotzdem er von Truppenzusammenziehungen preussischerseits am Bober hörte, hielt er sich doch durch den Queis für vollständig gedeckt. Im Falle eines Angriffs sollte sich sein rechter Flügel bei Schönberg, der linke bei Hohkirch sammeln; in der Nacht vom 22. zum 23. musste alles „wohl alert“ sein, um auf Befehl sofort auf die Sammelplätze abzurücken. Nachdem die Nacht aber ruhig verlaufen war, blieben die Soldaten auch am 23. in ihren Unterkunftsorten liegen, zumal der Tag mit starkem Nebel begann.

In Katholisch-Hennersdorf, worauf Friedrich unvermutet seinen Stoss richtete, lagen zuerst nur 6 Schwadronen sächsischer Kürassiere, die aber auf Bitten des Generals Buchner durch 2 Bataillone Infanterie unter einem Prinzen von Gotha und durch 4 Geschütze verstärkt wurden. Am 23. hielt sich die Besatzung des Dorfes offenbar vor jedem Überfall sicher, und so mag Aufklärung und Nachrichtendienst verabsäumt worden sein — bei der Lage des Orts wo nicht entschuldbar, so doch erklärlich. Denn gegen Osten, woher der König zu erwarten war, schienen der schlecht wegsame Nonnenwald und das wiesenreiche Queisthal eine natürliche Schutzmauer; eigentliche Strassen führten auch kaum nach dieser Richtung hin. Gegen Süden, Norden und Westen hatte man zudem Anlehnung an grössere Truppenverbände. Das Dorf ist überhaupt für den Kriegsfall schlecht gelegen, denn südlich und nördlich begleiten nasse Wiesen den langgestreckten Ort, und die Hauptverbindungen gehen über den Ost- und den Westausgang, so dass nach Lage der Sache nur ein Rückzug nach Kieslingswalde offen blieb.

Das preussische Heer stand also, wie befohlen, am 23. November um 11 Uhr an den Queisübergängen beim Städtchen Naumburg bereit. Um 12 Uhr, als der Übergang begann, fiel auch der Nebel, und es schien eine schöne Herbstsonne. In vier Heeressäulen gingen die Preussen über den Fluss, die Kavallerie durch Furten, die Infanterie auf Brücken, wovon eine südlich Naumburg erst geschlagen worden war. Bei der Infanterie des rechten

Flügels, den Lehwald führte, befand sich auch der König; den linken Flügel des Fussvolks befehligte Fouqué.

Die Kavallerie des rechten Flügels unter Winterfeldt, die Natzmer-Husaren, stiessen zuerst auf den Feind und drängten ihn nach Günthersdorf ab. Bald darauf erreichte Zieten, der Führer des linken Kavallerieflügels, mit seinen und den Rüsch-Husaren die ersten Gehöfte des Dorfs und drangen beim Bauergut No. 8 etwa um 3 Uhr Nachmittags in den Ort ein, als sich gerade der General Buchner mit seinem Stabe zu Tische setzen wollte. Im ersten Anprall nehmen die Preussen 2 Geschütze weg, aber eine bewundernswert schnell gesammelte sächsische Schwadron jagt ihnen die Beute wieder ab und drängt sie selbst aus dem Dorfe hinaus. Inzwischen stürmte auch von Norden her die Vorhut von Winterfeldts Reiterei heran, die trotz ihrer geringen Zahl den Befehl hatte, das Dorf von Norden her anzugreifen. Kein Wunder, dass die 3 Schwadronen von den überlegenen sächsischen Kürassieren geworfen werden. Ihre Verfolgung aber verhütet glücklich eben eingetroffene preussische Infanterie, und vor deren Gewehrfeuer müssen sich die sächsischen Reiter zurückziehen; sie sammeln sich im Schutze einer kleinen Anhöhe.

Inzwischen war an den General Buchner der Befehl ergangen, sich nach Hohkirch zu ziehen; ihm selbst war dies unmöglich, da seine Reiterei schon überall ins Gefecht verwickelt war; aber das Fussvolk, jene 2 Bataillone Gotha, sollten wenigstens unter seinem Schutze abrücken. Im Viereck am Nordrand des Dorfs entlang ziehend, nähern sie sich bereits dem Westausgang des Dorfs, und Buchner geht, um sie zu decken, nochmals zur Attacke auf die Brigade Katzler über, die inzwischen völlig gefechtsmässig aufmarschiert ist und soeben auch noch Verstärkung erhalten hat. Aber auch Zieten hat währenddes sein Regiment gesammelt und holt von neuem zum Schlage aus: er sucht den Feind in der rechten Flanke und im Rücken zu fassen. So wird die sächsische Reiterei nach ehrenvollster Gegenwehr zersprengt, niedergehauen oder gefangen. Damit war auch das Schicksal des Regiments Gotha besiegelt. Auch hier heldenmütige Gegenwehr; aber von Kavallerie umfasst, von dem inzwischen auch herbeigeeilten Fussvolk mit Salven überschüttet und mit blankem Bajonnet angegriffen, werden die unglücklichen

Bataillone aufgerieben;*) nur 136 Mann entkommen unter dem Prinzen Gotha.

Um 5 Uhr war der Kampf nach zweistündiger Dauer beendet. Der Verlust des Siegers betrug 7 Offiziere und 110 Mann, der des Feindes war beträchtlich grösser, denn es wurden allein 24 Offiziere und 885 Mann zu Gefangenen gemacht; 3 Fahnen, 2 Standarten und 4 Geschütze waren die weitere Beute.

So kurz und an sich nicht gerade bedeutend das Gefecht gewesen, so gross war seine Wirkung. Der Prinz von Lothringen, der wohl den Kanonendonner hörte, konnte doch bei der Tageszeit und bei der Entfernung von Schönberg her nicht mehr auf erfolgreiches Eingreifen rechnen, und als er nähere Kunde von dem Geschehenen erhielt, gab er am 24. den Befehl zum Rückzuge über die Neisse bei Radmeritz. So waren die österreichischen Anschläge auf die Mark und Berlin vereitelt, und als nun noch wenige Wochen später der „alte Dessauer" in der Schlacht bei Kesselsdorf Sachsen und Österreicher schlug, da beeilten sich die Gegner Friedrichs mit ihm ihren Frieden zu machen, der natürlich Preussens Ansehen in der Welt nur noch hob.

Als der Verfasser dieser Zeilen in den Herbstferien 1901 den Schlachtort besuchte, der etwa 3 1/2 Wegstunden von Görlitz abliegt, benutzte er die Gelegenheit, nicht nur den schönen Taxusbaum des „Ibenbauers" in Augenschein zu nehmen und das Gefechtsfeld abzugehen, sondern auch nach einer etwaigen Ortsüberlieferung inbezug auf das Gefecht zu forschen. Hauptsächlich durch die Güte des Herrn Kantors Walitschke dortselbst ist er imstande noch folgendes nachzutragen.

1. Der Überfall Zietens nahm seinen Anfang bei dem Bauergute No. 8, wie schon oben ohne weiters in den Text aufgenommen war.
2. Ein Müllerbursche aus Katholisch-Hennersdorf soll den König, sei es aus Absicht, sei es aus Unkenntnis des Geländes, durch nasse Wiesen irregeführt haben.
3. Die Preussen plünderten nach ihrem Siege, noch ehe der König herankam, sehr stark; mancher soll an 1000 Dukaten und mehr davongetragen haben.

*) Der Schauplatz dieser Tragödie liegt nur ein wenig nördlich von dem Hofe des Bauergutsbesitzers Herschel, dessen Grundstück durch die vielleicht älteste Eibe des deutschen Reichs ausgezeichnet ist.

4. Der König brachte (wie auch geschichtlich feststeht) die Nacht im Pfarrhause zu. Als Friedrich der Grosse den Hof betrat, soll sich zwischen ihm und dem Pfarrer Dornik folgendes kurze Gespräch entsponnen haben.

König: „Pfaff, bist Du ein guter Mensch oder ein böser? Was ist das für ein Mann da auf dem Kirchturme?“

Pfarrer: „Es ist das Bildnis des heiligen Nikolaus, des Schutzpatrons der Kirche.“

(Die Kirche ward damals gerade umgebaut).

König: „Für wen betest Du?“

Pfarrer: „Für das Heil der ganzen Christenheit.“

Nach diesen wahrhaft diplomatischen Worten sei der Pfarrer, wie zu einer Amtshandlung, in die Kirche getreten, die Soldaten hätten aber öfters mit dem Säbel an die Thür des Gotteshauses geschlagen.

Oberlehrer Schmidt.

XVII.

Die Preussen in Görlitz 1745.*)

Nach dem Siege über die sächsischen Truppen bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November 1745 rückte die preussische Armee gegen Görlitz vor und ergriff bereits am 24. November vom Dorfe Leopoldshain Besitz. Friedrich II. selbst verbrachte die Nacht vom 24. zum 25. November auf dem Pfarrhofe in Troitschendorf. Am folgenden Tage wurde der Marsch weiter fortgesetzt, um die bei Schönberg stehenden Österreicher anzugreifen; diese jedoch warteten den Angriff nicht ab, sondern zogen sich in grosser Eile in die Gegend von Zittau zurück.

Während es anfangs den Anschein hatte, als sollte Görlitz diesmal vom Feinde verschont bleiben, näherten sich plötzlich

*) Nach des Verfassers Abhandlung: Beiträge zur Geschichte der Stadt Görlitz im 1. und 2. Schlesischen Kriege. Wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des Gymnasiums zu Görlitz. Ostern 1898.

am 25., einem Donnerstage, gegen Mittag stärkere Truppenabteilungen der Stadt, und um $1/_2 2$ Uhr erschienen zwei preussische Offiziere mit einem Trompeter vor dem Rabenthore an der jetzigen Pragerstrasse und verlangten den Bürgermeister Gehler zu sprechen. Dieser leistete sogleich der Aufforderung Folge und begab sich mit seinem Amtsvorgänger Dr. Daniel Riech vor das Thor. Dort wurde beiden zunächst von den preussischen Unterhändlern eröffnet, der König habe es sehr ungnädig vermerkt, dass man es unterlassen, ihm die gebührende Aufwartung zu machen, obwohl er doch die Nacht in einem zur Stadt gehörigen Dorfe zugebracht habe. Dann wurde die Übergabe der Stadt gefordert, dafür aber den Bewohnern Schonung ihrer Person und ihres Eigentums zugesichert; bei dem geringsten Widerstande dagegen sollte alles mit Feuer und Schwert heimgesucht werden. Die Vertreter der Stadt erwiderten hierauf entschuldigend, man habe in Görlitz nicht die mindeste Ahnung von der so nahen Anwesenheit des Königs gehabt, sonst würde man es unter keinen Umständen unterlassen haben, Sr. Majestät die tiefste Ehrfurcht zu bezeugen. Inbetreff der Übergabe der Stadt aber baten sie sich eine halbe Stunde Bedenkzeit aus, um mit dem Kommandanten, Oberstleutnant v. Raisky, und dem Magistrat sich zu beraten. Nachdem ihnen das bewilligt war, kehrten sie eiligst in die Stadt zurück und überbrachten die feindlichen Forderungen. Der Kommandant war anfangs zum äussersten Widerstand entschlossen; bald jedoch musste er das Vergebliche seines Vorhabens einsehen, und um nicht die Einwohner der Rache des Feindes preiszugeben, willigte er endlich in die Übergabe der Stadt.

Bereits um 2 Uhr nachmittags rückten die ersten Preussen ein und besetzten alle Stadtthore. Die schwache sächsische Besatzung unter dem Oberstleutnant v. Raisky, aus 6 Offizieren und 197 Mann bestehend, wurde gefangen genommen und entwaffnet. Bei der Übergabe von Görlitz fielen auch den Preussen zwei grosse Magazine in die Hände, die für die österreichische und sächsische Armee angelegt waren. Zum Kommandanten der Stadt wurde ein Oberst von Tresckow ernannt. Dieser entbot alsbald den Magistrat in sein Quartier und teilte ihm mit, dass auf königlichen Befehl die Stadt bei Vermeidung militärischer Zwangsvollstreckung binnen 6 Tagen eine Kriegsauflage von 100000 Gulden entrichten müsse. Der Rat sah sich aber ausser

stande, in so kurzer Zeit aus den Mitteln der Stadt eine so bedeutende Summe aufzubringen, und so wandte er sich mit der dringenden Bitte an die Bürgerschaft, in solcher Not nach Möglichkeit der Stadt Geld vorzustrecken. Die einzelnen Magistratsmitglieder gingen selbst mit gutem Beispiele voran und zeichneten namhafte Beträge.

Am 26. November fuhren die beiden Bürgermeister Gehler und Riech schon in aller Frühe, noch vor 7 Uhr, nach Nieder-Moys hinaus, wo der König die Nacht auf dem Gutshofe zugebracht hatte, und wollten ihm ihre Aufwartung machen. Bei ihrer Ankunft aber stand er eben im Begriff, an der Spitze seines Leibregiments, das vor dem Niedermoyser Hofe bereits Aufstellung genommen hatte, nach Radmeritz aufzubrechen. Als der Bürgermeister Gehler eine Ansprache an den König halten und die Stadt Görlitz seiner Gnade empfehlen wollte, wurde er sofort mit den Worten unterbrochen: „Keine Komplimente! Enthalten Sie sich aller Korrespondenz; denn es steht der Kopf darauf. Sie haben sich an mein Kommissariat zu wenden. Die Stadt Görlitz soll für ihre Inwohner und deren Güter allen Schutz und Sicherheit geniessen. Übrigens können Sie Ihrem Herrn treu bleiben.“ Trotz dieser kurzen Abfertigung wurde noch an demselben Tage die obenerwähnte Kriegsauflage von 100000 Gulden auf 60000 Gulden oder 40000 Thaler herabgesetzt.

Von Moys begab sich nun der König nach Radmeritz, wo er den 26. November im Stift Joachimstein verweilte, dann am 27. nach Berthelsdorf bei Herrnhut und am 28. nach Ostritz. Endlich traf er am 29. November gegen Mittag in Görlitz ein. In seiner Begleitung befanden sich sein Bruder August Wilhelm, der Prinz von Preussen, ferner der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, der Prinz Ferdinand von Braunschweig-Bevern, der Generalleutnant Graf von Rothenburg und die Generalmajore Freiherr v. d. Goltz und v. Borcke. Sein Hauptquartier schlug Friedrich II. in dem Hause der verwitweten Frau Bürgermeister Straphinus am Obermarkte auf, in der jetzigen Löwenapotheke. Dort erwarteten ihn die beiden Bürgermeister Gehler und Riech an der Thür des Hauses und wollten ihn namens der Stadt begrüssen; aber da er dringende Geschäfte zu erledigen hatte, wurden sie sogleich mit den Worten: „Ich bin verpflichtet“ entlassen. Erst am 3. Dezember empfing der König die Abgeordneten der Oberlausitzer Landstände, unter ihnen auch als Ver-

treter der Stadt Görlitz den früheren Bürgermeister Dr. Riech. Als Landesältester v. Ziegler in seiner Anrede ihm die Not des Landes schilderte, um ihn dadurch zur Milde zu stimmen, unterbrach ihn der König mit den Worten: „Es ist jetzt Krieg, und es kann nicht anders sein; Sie haben es Ihrem Hofe zu verdanken. Ich werde es mit Ihnen als Nachbarn so gut als möglich machen. Sie müssen sich an mein Kommissariat wenden.“ Damit hatte die Audienz ein Ende.

Nach fünftägigem Aufenthalt verliess Friedrich II. am 4. Dezember wieder Görlitz und begab sich nach Bautzen. Kurz nach seiner Abreise aber erhielt der Rat einen königlichen Befehl, demzufolge die Stadt binnen 3 Wochen 300 Rekruten, jeden 5 Fuss 6 Zoll lang und nicht über 35 Jahr alt, stellen musste; für jeden fehlenden Rekruten sollten 100 Thaler entrichtet werden. Da man nur 11 taugliche Rekruten aufbrachte und nun so hohe Rekrutengelder zahlen sollte, wurde Dr. Riech mit einer Abordnung des Rats in das königliche Hauptquartier geschickt, und es gelang ihm auch, vom Könige Erlass der Rekrutengelder zu erwirken.

Zum Glück für die Stadt traf unmittelbar darauf die Nachricht von dem am 25. Dezember zu Dresden erfolgten Friedensschlusse ein. Es war die höchste Zeit, dass der Krieg ein Ende hatte; denn der grösste Teil der Bewohner der Stadt war infolge der drückenden Einquartierungslast, der starken Lieferungen und hohen Kriegsauflagen völlig mittellos geworden. Der Aufwand an Geld belief sich allein für die Stadt, die damals höchstens 7500 Einwohner zählte, nach einem Überschlag des Rats vom 12. Januar 1746, abgesehen von den bedeutenden Verpflegungskosten, welche die einzelnen Bürger hatten tragen müssen, auf nicht weniger als 65000 Thaler. Dazu kam noch der nicht unbeträchtliche Schaden, der von den mit Sachsen verbündeten Österreichern bei ihrer kurzen Anwesenheit durch Plünderungen und anderweitige Ausschreitungen, namentlich in den Vorstädten, angerichtet war. Nun konnte man endlich wieder frei aufatmen, und am 9. Januar 1746 wurde das von der Regierung angesetzte Friedensdankfest feierlich begangen. Das Gymnasium aber feierte am 31. Januar durch einen besonderen Festaktus den Friedenschluss.

Professor Dr. Wetzold.

XVIII.

Das Gefecht bei Moys am 7. September 1757.*)

Durch die Niederlage bei Kolin am 18. Juni 1757 wurde Friedrich der Grosse gezwungen, die Belagerung von Prag aufzuheben, und musste sich in die nördlichen Grenzgebiete Böhmens zurückziehen. Während er selbst mit der einen Hälfte des Heeres auf dem linken Elbufer, Leitmeritz gegenüber, stehen blieb, nahm sein Bruder August Wilhelm, der Prinz von Preussen, mit der andren Hälfte bei Jung-Bunzlau Stellung, um die Strassen nach Schlesien und der Oberlausitz zu decken. Er wurde aber allmählich vom Feinde immer weiter zurückgedrängt, und als am 23. Juli sogar die Stadt Zittau von den Österreichern in Brand geschossen ward, musste er auf Bautzen zurückgehen. Da eilte der König selbst herbei, entschlossen, den Feind auf alle Fälle wieder aus der Oberlausitz zu vertreiben. Er rückte bis Zittau vor und hoffte dort den Österreichern eine entscheidende Schlacht zu liefern; aber diese wichen jedem Kampfe aus und hielten sich in festen, wohlgedeckten Stellungen. Ohne seine Absicht erreicht zu haben, sah sich der König endlich genötigt, sich mit einem Teile des Heeres am 25. August nach Thüringen gegen die von Westen her unter dem Prinzen Soubise heranrückenden Franzosen zu wenden. Den Österreichern gegenüber liess er den Herzog von Braunschweig-Bevern mit 43000 Mann und gab ihm die Weisung, sich womöglich so lange in seinem Lager bei Bernstadt zu behaupten, bis er selbst zurückgekehrt wäre.

Indes der Herzog verliess bereits vom 31. August seine bisherige Stellung und zog sich auf Görlitz zurück, da sich dort reiche Magazine befanden. Er schlug mit dem Hauptteil des Heeres südwestlich von der Stadt ein Lager auf. Dies hatte die Gestalt eines geöffneten Zirkels. Im Kopf desselben lag die Landeskrone, die stark mit Infanterie und Artillerie besetzt

*) Auszug aus einem vom Verfasser am 7. November 1900 in der Aula des Gymnasiums gehaltenen Vortrage.

wurde. Der eine Schenkel des Zirkels erstreckte sich von da an der heutigen Bautzener Chaussee und Bautzener Strasse entlang bis Görlitz. Hier lagerte die gesamte Kavallerie des Korps. Auf dem andern Schenkel, von der Landeskrone bis zur Neisse, stand auf den Höhen am Biesnitzer Thal hauptsächlich Infanterie. Zur Verstärkung der Stellung wurden noch auf dem Thalrande mehrere Verschanzungen angelegt, um auf dieser Seite jeden feindlichen Angriff unmöglich zu machen. Sein Hauptquartier hatte der Herzog von Bevern im Cercoviusschen Stadtgarten an der Jakobstrasse, in der Nähe des Wilhelmsplatzes.

Jenseits der Neisse lagerte der Generalleutnant von Winterfeldt mit etwa 10000 Mann, um so die Verbindung mit Schlesien offen zu halten. Die Stellung des Winterfeldtschen Korps bildete einen nach Südosten geöffneten stumpfen Winkel. Der eine Schenkel zog sich von Nieder-Moys über den Rücken des Feldberges bis zur heutigen neuen Kaserne hin, der andere von dort bis an das Ende der Laubaner Strasse. Vor dem rechten Flügel lag das Dorf Moys mit dem Holz- oder Jäkelsberge, den Winterfeldt als vorgeschobenen Posten mit 2 Bataillonen Infanterie besetzen und durch Verschanzungen befestigen liess.

Inzwischen hatten sich die Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen bei Zittau ziemlich unthätig verhalten; erst als der Minister Graf Kaunitz im Hauptquartier zu Schönau auf dem Eigen eintraf, um den Prinzen zu lebhafteren Unternehmungen anzuspornen, wurde ein Angriff auf die Winterfeldtschen Truppen beschlossen.

Ein österreichisches Korps unter dem General Nadasdy rückte von Seidenberg über Schönberg vor und marschierte dann von hier in der Nacht vom 6. zum 7. September in der Richtung über Ober-Schönbrunn auf Hermsdorf weiter, um den Jäkelsberg anzugreifen. Ein dichter Nebel begünstigte das Unternehmen, so dass den preussischen Vorposten, deren Streifwachen damals offenbar nicht recht ihre Schuldigkeit gethan hatten, das Herannahen der Feinde verborgen blieb.

Am Vormittag des 7. September gegen 11 Uhr drangen die Österreicher plötzlich, gedeckt durch den Schönbrunner Busch, über die Felder, die jetzt von der schlesischen Gebirgsbahn durchschnitten werden, mit mehr als 20000 Mann und 24 Geschützen gegen den Jäkelsberg vor und warfen die auf dem-

selben stehenden beiden Infanteriebataillone nach hartnäckigem Kampfe den Berg hinab.

Winterfeldt hatte sich an diesem Tage frühmorgens gegen 6 Uhr von seinem Quartier im heutigen Lorenzschen Vorwerke auf dem Rabenberge zum Herzog von Bevern begeben, indem er ein leichtes Geplänkel, das sich bereits entsponnen hatte, nicht weiter beachtete und sich selbst durch die Meldung von der Annäherung starker, feindlicher Truppenmassen in seiner Sorglosigkeit nicht stören liess. Er hielt das Ganze nur für eine Scheinbewegung der Österreicher auf dem rechten Neisseufer, um, wie er durch Kundschafter erfahren haben wollte, einen Angriff zu verdecken, der am nächsten Morgen früh 3 Uhr auf das Bevernsche Hauptkorps gemacht werden sollte.

Als dann Winterfeldt vom Herzoge zurückkam und in der Machschen Buchhandlung, jetzt Brüderstrasse 4, mit mehreren Offizieren Landkarten kaufte, vernahm er plötzlich Kanonendonner, und nun warf er sich sogleich mit den Worten: „Aha, da sind meine Gäste. Nun will ich sie auch bewirten!“ aufs Pferd und eilte nach Moys hinaus. Dort fand er das Gefecht in vollem Gange, und er beschloss sofort, obwohl Zieten davon abriet, einen Angriff auf den Jäkelsberg zu machen, um den verlorenen Posten wiederzugewinnen. Aber im Begriff, noch Verstärkungen gegen die feindliche Übermacht heranzuholen, wurde er am Fusse des Berges durch die Kugel eines Kroaten, der im Strassengraben lag, tödlich verwundet. Das Geschoss drang ihm unter der rechten Schulter in den Rücken und blieb in der Brust stecken. Ihres heldenmütigen Führers beraubt, kämpften die preussischen Truppen zwar tapfer weiter und retteten so ihre Waffenehre, mussten aber gegen 1 Uhr der feindlichen Übermacht weichen und den Jäkelsberg den Österreichern überlassen. In diesem Kampfe verloren die Preussen gegen 2000 Mann und 5 Geschütze, während der Verlust der Österreicher ungefähr 1600 Mann betrug.

Winterfeldt war unterdes bewusstlos vom Schlachtfelde auf einem Brett, das von 10 Soldaten auf den Schultern getragen wurde, nach Görlitz in das Haus des Gürtlers Fischer am Reichenbacher Turm, jetzt Obermarkt 12, gebracht worden. Hier erlag er am 8. September gegen ½3 Uhr morgens, nachdem das Bewusstsein auf kurze Zeit zurückgekehrt war und er noch einmal seine Offiziere um sich versammelt hatte, unter den heftigsten

Schmerzen im Alter von 50 Jahren seiner schweren Verwundung. Seine Leiche wurde auf seinem Gute Barschau bei Polkwitz beigesetzt und später nach dem Invalidenkirchhof in Berlin überführt.

Als Friedrich der Grosse in Thüringen die Nachricht vom Tode seines Lieblings erhielt, war er tiefbetrübt und rief schmerzerfüllt aus: „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich mich wohl zu behaupten wissen, aber einen Winterfeldt finde ich nie wieder!“

Später wurde Winterfeldt an der Schönbrunner Landstrasse in der Nähe der Stelle, wo er gefallen, ein Denkmal in Gestalt eines mächtigen Granitwürfels gesetzt, das die einfache Aufschrift trägt: Hier fiel Winterfeld. 7. Sept. 1757.

Nach dem Tode Winterfeldts ging der Herzog von Bevern mit dem grössten Teil seines Heeres über die Neisse. Hier vereinigte er sich mit dem Winterfeldtschen Korps und traf zugleich in aller Stille schon Vorbereitungen zum Aufbruch nach Schlesien. Veranlasst dazu wurde er weniger durch den unglücklichen Ausgang des Gefechts bei Moys — hatten doch die Österreicher den errungenen Erfolg nicht weiter ausgenützt und sogar den Jäkelsberg wieder geräumt — als vielmehr dadurch, dass er sich von Mangel an Lebensmitteln bedroht sah. Am 10. September erfolgte der Abmarsch der preussischen Truppen, und Görlitz wurde von den Österreichern besetzt. Damit hatte das blutige Drama von Moys seinen Abschluss gefunden, und ausser dem Winterfeldtdenkmal erinnern heute auf dem Jäkelsberge nur noch wenige, kaum bemerkbare Spuren daran.

Professor Dr. Wetzold.

XIX.

Durocs Tod.*)

Abermals hatte Napoleon in blutigem Ringen am 20. und 21. Mai 1813 bei Bautzen das Schlachtfeld behauptet; aber seine Verluste waren ungleich grösser als die der verbündeten Preussen und Russen, und weder Gefangene, noch Fahnen, noch Kanonen waren in seine Hände gefallen. Man darf sich daher nicht wundern, dass er sich über das Ergebnis seines Sieges äusserst ungehalten zeigte und seinem Unmut in den Worten Luft machte: „Wie? nach einer solchen Schlächterei keine Erfolge, keine Gefangenen? Diese Leute werden mir auch nicht einen Nagel lassen!"

Unter fortwährenden Kämpfen gingen die Verbündeten in geordnetem Rückzuge über Reichenbach auf Görlitz zurück, indem sie wiederholt Halt machten und in dem durchschnittenen Gelände den Franzosen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. Besonders erbittert war das Gefecht bei Reichenbach am 22. Mai. Die Nachhut des russischen Heeres besetzte die hinter dem Städtchen ansteigenden Höhen, namentlich den Töpferberg, mit zahlreichem Geschütz und sandten von hier aus durch mörderisches Artilleriefeuer Tod und Verderben in die Reihen der nachrückenden Franzosen. Dem Divisionsgeneral Bruyères, einem kühnen Reiterführer, der sich schon in den italienischen Feldzügen Bonapartes ausgezeichnet hatte, wurden durch eine russische Kanonenkugel beide Beine zerschmettert.**) Erst als die Russen befürchten mussten, von der feindlichen Übermacht umgangen zu werden, räumten sie den Töpferberg und besetzten

---

*) Zu Grunde gelegt ist vornehmlich: v. Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. 3. Aufl. Dresden und Leipzig. 1840, 8°.

**) Er wurde am 23. Mai nach Görlitz in das Haus des Amtssekretärs Baumeister, Rosenstrasse 4, gebracht, wo ihn Napoleon noch am selbigen Tage besuchte. Nachdem er am 5. Juni seiner schweren Verwundung erlegen war, wurde er am Nachmittage des 6. Juni mit militärischen Ehren auf dem Nikolaikirchhof beerdigt.

zwischen Reichenbach und Markersdorf eine andere Anhöhe, von der aus sie das schnelle Vordringen der Franzosen zu hindern suchten. Beim Angriff auf diese Stellung geriet der Kaiser Napoleon selbst in die grösste Lebensgefahr. Mehrere Kanonenkugeln schlugen in seiner Nähe ein, und eine tötete, nur etwa 10 Schritt von ihm entfernt, zwei sächsische Infanteristen.

Nachdem die Russen endlich auch hier den überlegenen Streitkräften des Feindes gewichen waren, zogen sie sich durch Markersdorf auf Rauschwalde zurück. Das Geschützfeuer begann zu schweigen, und drei Viertelstunden hörte man keinen Schuss. Während nun französische Kolonnen zu beiden Seiten von Markersdorf vordrangen, ritt der Kaiser selbst mit seinem Gefolge auf der Landstrasse in das Dorf. Es war in der sechsten Stunde, als auf einmal wieder Kanonendonner erdröhnte. Hinter Holtendorf hatte auf dem sogenannten Hotherberge die reitende Batterie des Generals Nikitin, wie der Herzog Eugen von Württemberg, der Führer der russischen Nachhut, als Augenzeuge berichtet, Stellung genommen. Diese sandte, eigentlich nur, um die Entfernung zu messen, ein paar Probeschüsse auf die in Markersdorf einrückenden Franzosen. Die eine Kugel sauste an dem Kaiser vorüber und schlug ungefähr 50 Schritt hinter ihm in einen Baumstamm. Von diesem abprallend, traf sie den General des Geniekorps Kirchner, der auf der Stelle tot blieb, während sie Duroc, den Herzog von Friaul und Grossmarschall des Palastes, schwer verletzte und ihm die Eingeweide zerriss. Man brachte den tödlich verwundeten Marschall sogleich in ein über der Strasse gelegenes Gehöft. Dort legte man ihm Binden, mit Opium getränkt, auf die Wunden, um seine furchtbaren Schmerzen zu lindern; aber erst nach vierzehn qualvollen Stunden wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Napoleon besuchte Duroc, der von allen seinen Marschällen seinem Herzen am nächsten stand, am Abend noch mehrere Male und nahm schmerzerfüllt von ihm Abschied. Indem Duroc, der im Angesicht des Todes seine ganze Kaltblütigkeit bewahrte, die Hand des Kaisers an seine Lippen führte, sagte er, so berichtet wenigstens der Moniteur, das Amtsblatt der kaiserlichen Regierung, zu Napoleon: „Mein ganzes Leben ist Ihrem Dienste gewidmet gewesen, und ich bedauere dessen Verlust nur, weil es Ihnen noch länger hätte nützlich sein können.“ „Duroc“, erwiderte hierauf der Kaiser, „es giebt noch ein anderes Leben. Dort

werden Sie mich erwarten, und wir werden uns eines Tages wiederfinden.“ „Ja, Sire“, war die Antwort Durocs, „aber in dreissig Jahren, wenn Sie über alle Ihre Feinde triumphiert, alle Hoffnungen unseres Vaterlandes verwirklicht haben. Ich habe als redlicher Mann gelebt und habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe eine Tochter; Ew. Majestät wird ihr Vater sein.“ Napoleon war durch diese Unterredung aufs tiefste erschüttert und konnte lange Zeit kein Wort hervorbringen. Da machte Duroc selbst dem Schweigen ein Ende, indem er zum Kaiser sagte: „Ach, Sire, entfernen Sie sich! Dieses Schauspiel verursacht Ihnen Schmerz!“ Nach einem letzten Lebewohl verliess Napoleon seinen Liebling und zog sich schweigsam in sein Zelt zurück, das auf den hochgelegenen Feldern hinter Markersdorf inmitten seiner Garden errichtet war.

So führte auch der 22. Mai trotz aller Kämpfe vom frühen Morgen bis späten Abend keine für Napoleon günstige Entscheidung herbei, ja er hatte für ihn zuletzt noch einen so überaus traurigen Abschluss.

Am nächsten Tage rückte das französische Heer weiter vor und besetzte Görlitz. Hierhin wurde auch Durocs Leiche gebracht. Im Hause Brüderstrasse 3 wurde sie einbalsamiert und dann zur Beisetzung im Invalidendom nach Paris überführt; die Eingeweide jedoch wurden in dem Gärtchen, dem jetzigen Hofe dieses Hauses, beerdigt.

Wie sehr Napoleon gerade Duroc geliebt hat, beweist unter anderem der Umstand, dass er später von St. Helena aus in seinem Testament die Tochter des ihm so jäh entrissenen Freundes mit einem bedeutenden Vermächtnisse bedachte und dadurch noch nach seinem Tode das Andenken seines Vertrauten ehrte. Die Stelle aber, wo Duroc und Kirchner gefallen, wurde vom Kaiser angekauft, und hier erinnert jetzt ein einfacher Granitwürfel, der die Namen beider trägt, den vorüberziehenden Wanderer an den schweren Verlust, den Napoleon durch ihren Tod erlitt.

Professor Dr. Wetzold.

XX.

Die Dörfer unserer Heimat.

Es ist bereits an früherer Stelle gezeigt worden (Teil I S. 55 f.), wie etwa ums Jahr 1200 sich ein Strom bäuerlicher Auswanderer aus dem mittleren Deutschland, zumal aus Hessen, Thüringen und Franken, nach unserm damals noch slavischen Osten ergoss und wie seitdem einerseits die Kolonisation und Germanisation unserer Heimat unaufhaltsam fortschritt, auf der andern Seite das Wendentum langsam, aber stetig zurückwich. Unternehmer mit dem Namen locatores leiteten die bäuerliche Siedelung, vermassen das ihnen von den (deutschen) Grossgrundbesitzern überlassene Land, verteilten die Hufen und regelten die rechtliche Stellung ihrer Gemeinde nach weltlicher wie kirchlicher Beziehung.

Die überwiegende Mehrzahl unserer Dörfer im Kreise Görlitz und Lauban ist nun sicher solches deutschen Ursprungs. Als die Ansiedler in unsere Gegend kamen, fanden sie noch grosse Gebiete zwischen dem Queis und dem Schwarzen Schöps ungerodet vor. Abgesehen nämlich davon, dass der Wende überhaupt wohl seinen Boden nicht dicht bewohnte, so hatte er sich bei seinen mangelhaften Ackergerätschaften, bei seiner Vorliebe für Viehwirtschaft und geringerer Neigung für den Körnerbau nur einen leichtern, sandgemengten Boden zur Ausnutzung gewählt; der deutsche Bauer hingegen bevorzugte gerade einen lehmhaltigen, fruchtbarern Boden, den sein eiserner, von Pferden gezogener Pflug unschwer aufriss und dienstbar machte. Nur wo der Grund zu gebirgig und steinig oder zu sumpfig und moorig war, oder wo er zu starkes Sandgehalts wegen wenig lohnenden Ertrag versprach, da liess auch der deutsche Ansiedler den Wald fortbestehen.

Wenn also unser Kreis südlich des Bielebachs nur kleinere Waldstücke aufweist, so ist das ein unmittelbarer Beweis dafür, dass unsere nähere Umgebung im allgemeinen eine fruchtbare

sein muss, und anderseits sind aus dem geringern Bodenwerte noch heute die riesigen zusammenhängenden Forsten im Nordanteil unseres Kreises wie die des Rothenburger und Hoyerswerdaer Kreises zu erklären.

Einen weitern unmittelbaren Rückschluss auf die grössere oder geringere Fruchtbarkeit unserer Gegenden gestattet die Bevölkerungsziffer. Unser Landkreis Görlitz zählt auf rund 866 Quadratkilometer 57000 Einwohner, das sind auf 1 Quadratkilometer 65,5, eine Zahl, die als durchaus günstig erscheinen muss, wenn man die grosse Waldbedeckung im Norden unsers Kreises berücksichtigt und sich vor allem erinnert, dass der Stadtkreis mit seinen 81000 Einwohnern ausgeschaltet ist. Der Kreis Rothenburg zählt 53, der Kreis Hoyerswerda gar nur 42 Einwohner auf das Quadratkilometer, während der Kreis Lauban 136 für die gleiche Fläche aufzuweisen hat. —

Da sich der deutsche Ansiedler hier in fremdem und meist auch feindlichem Lande einrichten musste, so verbot sich die ursprüngliche Vorliebe der Deutschen für Einzelsiedelung fast von selbst. Die Niederlassungen erfolgten also genossenschaftlich, und die Dörfer selbst wurden meist als sogenannte Reihendörfer gebaut. Guter Boden und Quellwasser, die Nähe eines Flusses oder Baches waren wohl die ersten Bedingungen für den Bau eines deutschen Kolonistendorfes, und so sehen wir denn die deutschen Siedelungen, oft in stundenlanger Ausdehnung eine an die andere gereiht, sich an den fliessenden Gewässern unserer Heimat hinziehen: am Weissen Schöps, am Hennersdorfer Wasser, am Kessel-, am Bielebache, an der Kleinen Tschirne usw.

In der Grundanlage zeigen sie alle deutlichen Unterschied gegen die slavische Siedelungsweise. Das wendische Dorf ist nämlich, oder war es doch, zumeist ein sogenannter Rundling, bei dem die Häuser und Gehöfte fächerförmig um einen freien Platz stehen, der womöglich einen kleinen Teich enthält; die Gehöfte liegen dicht nebeneinander, und das Ganze schliesst oder schloss eine Hecke und ein Graben ab, so dass ein solcher Rundling einem Pferche glich, zumal das Dorf gewöhnlich nur einen Zugangsweg hatte. Diese Bauart war sowohl für die Verteidigung gegen Überfälle von Raubtieren und Feinden, als auch wirtschaftlich ganz besonders günstig, da das Vieh den wichtigsten Besitz des Sorbenwenden darstellte.

Dieser geschlossenen slavischen Dorfsiedelung also steht die offene deutsche gegenüber, die sich schon durch grössere Freundlichkeit und Behäbigkeit der Gehöfte vorteilhaft abhebt. Das deutsche Dorf unserer Heimat stellt sich ungefähr so dar: an einem Bache zieht sich rechts und links je eine Strasse, und an deren Aussenseiten liegen, meist in geraumem Abstande voneinander, die einzelnen Höfe der Bauergutsbesitzer. Fliesst der Bach in einem tiefer eingeschnittenen Thale, so wohnen dicht an ihm und den Dorfstrassen nur die Handwerker wie die Weber, Schuhmacher, Schneider, Schmiede oder die Arbeiterfamilien;*) die eigentlichen Bauern wohnen abseits und angelehnt an die den Bach begleitenden Höhen und Erdschwellen, einerseits zur Vermeidung der Wassersgefahr, anderseits zur schnellern und bequemern Verbindung mit ihrem Ackerlande.

Die einzelnen Bauerhöfe bilden meist jeder für sich ein geschlossenes Viereck; der Giebel des Wohnhauses weist für gewöhnlich nach der Strasse; die Längsseite also mit dem Hauseingang ist dem Hofe zugekehrt. Wohnhaus und Scheuern sind bei allen irgendwie wohlhabenderen Bauern getrennt, die Ställe für Pferde und Kühe dagegen liegen allerdings meist mit den Wohnräumen unter einem Dache. Treten wir also durch den Thorweg (oder die kleinere Fussgängerthür daneben) auf den Hof, so haben wir links das Wohnhaus und die Ställe, rechts das Auszugshäuschen für die alten Eltern des Besitzers, daneben Schuppen und nochmals Stallungen, im Hintergrunde Scheunen mit mächtigen Thoren; fast regelmässig führen unmittelbar aus den Scheunen sogenannte Bauerwege auf die Ländereien des Besitzers. Im Unterschiede zur wendischen Flurteilung, derzufolge trotz aller „Separationen“ das Ackerland noch oft „im Gemenge“ liegt und Unklarheit zeigt, weil es eine ordnungslos zerstückelte, bald in grössere, bald in kleinere Blöcke zerlegte Flur war, zeigt der deutsche Acker in unsern Gegenden grösste Klarheit: das Ackerland des deutschen Bauern bildet einen zusammenhängenden langgestreckten Besitz, der meist rechtwinklig auf die Dorfstrasse stösst. Es laufen fast schnurgerade und parallele Bauerwege aus den einzelnen Gehöften bis an die Grenzflur des Nachbardorfs hinaus. —

*) All diese haben sich wahrscheinlich erst später angesiedelt, als die Bedürfnisse des schon bestehenden Bauerndorfs stiegen.

Doch besuchen wir einmal einen Bauern in seinen vier Pfählen. Nachdem wir uns über das schmucke Gärtchen und die alte Linde vor dem Wohnhause gefreut und so gleich einen Anknüpfungspunkt gefunden haben (denn der Bauer versteht auch von anderm zu reden als allein vom Wetter), so treten wir durch die kleine Pforte auf den Hof und wenden uns gleich dem Wohnhause zu. Es ist noch ein Bau nach der alten Art, kein reiner Ziegel- oder gar ein „prächtiger“ Granitsteinbau, sondern auf einem niedrigen Unterbau von massigem Bruchsteinwerk erhebt sich ein anheimelndes, gemütliches Schrotbalkengefüge und darüber ein Fachwerkbau mit schwarz gestrichenen Balken und sauber weiss getünchten Feldern dazwischen, die zwar ihrerseits aus strohgemengtem Lehme bestehen, ihre Zusammensetzung aber hinter der Kalktünche klüglich verbergen. Längs der Gelasse im Oberstock, soweit sie auf den Hof liegen, läuft ein korridorartiger Laubengang, zu dem vom Hofe her eine steile Holztreppe hinaufführt und der von dem weit überhängenden, strohgedeckten Dache mit geschützt wird. Am Giebel und Dachrande bemerken wir mit Wohlgefallen alten Holzschmuck, ein Stückchen „Bauernkunst“. Das ganze Besitztum in seiner Lage, mit seinem Gärtchen, darin Nussbaum und Linde stehen, und mit dem pietätvoll bewahrten gemütlichen alten Anstrich ist geradezu von malerischer Wirkung, und ich wünschte nur, dass ein berufener Künstler — ich meine hier nicht den Photographen — käme und dies Stückchen traulicher Heimat verewigte.

Indes die Bäuerin nötigt uns ins Haus, und wir treten über die Schwelle. Links vom Eingang liegt die grosse Wohnstube, dahinter kommt nur noch eine kleine Schlafkammer. Ein mächtiger Ofen ist das Hauptausstattungsstück des Wohnzimmers; hinter ihm ist ein kleiner Raum offen gehalten, den eine Holzbank fast ganz einnimmt: es ist das Ruheplätzchen für den Hausherrn, die sogenannte Hölle.*) Über dem Ofen sehen wir ein eigentümliches Gestell schweben; es ist dazu bestimmt, die nassen Kleidungsstücke des Bauern und des Gesindes nach einem Regenschauer zu trocknen. Da die Bauerstube so gross ist, so wird die Decke von mächtigen Balken getragen; der mittelste darunter ist wiederum durch eine Säule gestützt, die also die Deckenlast tragen hilft. Die Decke selbst, durch die Balken in

*) Vom mittelhochdeutschen hëln = verbergen (ver = hehl = en).

einzelne Felder zerlegt, ist holzverkleidet, und so hat auch das Wohnzimmer des Bauern einen gemütlichen Anstrich. Sonst ist die Ausstattung des Raumes eine recht einfache. Der Eingangsthür gegenüber in der Ecke laufen zwei Bänke an den Wänden entlang, davor steht der einfache Tisch; hier findet sich die Familie und das Gesinde zu den Hauptmahlzeiten zusammen. Ein Wandbrett über der Eingangsthür lenkt unsere Aufmerksamkeit schliesslich noch auf sich: ein paar schöne Tassen und Teller, alte Ausstattungsstücke, zieren das Brett; den schönsten Schmuck aber bilden die Bibel und das Gesangbuch.

Zwar hat die Familie auch im obern Stockwerke einen grossen Wohnraum, sogar die „gute Stube“ des Hauses, wo die grössern Familienfestlichkeiten abgehalten werden, indessen wollen wir nicht den Anschein erwecken, als hätten wir es auf eine Bewirtung abgesehen, und so bitten wir den Bauern nur noch, uns seine Ställe für Pferde und Kühe zu zeigen, was er denn auch mit gerechtem Stolze thut.

Nach herzlichem Abschiede wenden wir unsere Schritte unter Benutzung des Kirchsteigs unsers Bauern dem idealen Mittelpunkte des Dorfs, der Kirche, zu, die offenbar auch aus solchen Erwägungen auf einer Anhöhe erbaut ist. Merkwürdig will uns zunächst die ziemlich hohe und starke Steinumwallung des Gotteshauses und des Gräberfeldes anmuten; da erinnern wir uns aber aus der Geschichte unserer Heimat, z. B. aus der Hussitenzeit, dass der „Kirchhof“ oft genug in Kriegsnöten die letzte Zufluchtsstätte und die natürliche Festung der bedrängten Bauern gebildet hat. Vom Friedhofe geniessen wir eine schöne Rundsicht in die nähere und weitere Umgebung des Dorfs, und mit einem letzten Blicke in die nahen Berge scheiden wir von dieser stillen Stätte. Als wir unten noch einmal emporschauen, kommt uns unwillkürlich die Stelle aus jenem stimmungsvollen Liede Uhlands in den Sinn: Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Thal! Doch allzulange dürfen wir solchen Gedanken nicht nachhängen, denn rings um uns grünen die Wiesen, blüht's in den Gärten, und die Menschen, denen wir begegnen, atmen ja frisches, fröhliches Leben.

Oberlehrer Schmidt.

XXI.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Heimat.*)

Der anziehendste Gegenstand bei der Betrachtung eines Landstrichs ist und bleibt der Mensch, vor allem dann, wenn man nicht nur seine äussere, etwa bloss die politische Geschichte ins Auge fasst, sondern sich auch die Frage vorlegt, welches die Wechselbeziehungen zwischen der gegebenen heimatlichen Scholle und ihren Bewohnern sein mögen. Wie hat der Boden den Charakter und die Beschäftigungsweise seiner Anbauer beeinflusst? Wie hat der Bewohner die Gaben der Natur zu nutzen verstanden, und wie ist er im jahrhundertlangen Fortschreiten zur heutigen Entwicklungsstufe gelangt?

Freilich sind diese Fragen auch für unsere Heimat leichter gestellt als beantwortet, denn in mancher Beziehung schweigen die Quellen ganz und gar, oder auf die Stadt und ihre Entwicklung fällt wohl ein willkommenes Licht, im Schatten aber steht das Dorf; das platte Land erschien eben häufig den Geschichtschreibern als belanglos, und über die Landwirtschaft und die ländlichen Erwerbszweige überhaupt giebt es erst ziemlich spät Aufschlüsse von einiger Sicherheit. —

Wie überall im deutschen Volksleben, so hat auch in unserer Heimat insbesondere die neueste Zeit die wirtschaftlichen Zustände beeinflusst und stark verändert. Die zahlreichen Mittel für Verkehrserleichterung, der sichere Friede und der Grundsatz der Freizügigkeit brachten einen Umsatz der Waren und Erzeugnisse des Landes, aber auch ebensosehr einen Austausch in der Bevölkerung, in erster Linie freilich der Stadt, zuwege, der früher unerhört gewesen wäre. Was für Augen würde wohl ein Görlitzer Bürger aus der Zeit von 1800 machen, wenn er das heutige Leben und Treiben unserer Stadt, die der Grossstadt-

*) Der Verfasser hat hier absichtlich auf Vollständigkeit und statistische Nachweise verzichtet.

würde entgegenzueilen scheint, sähe! Aber auch die kleinen Städte, die einst abseits des grossen Verkehrs lagen, haben durch einen Schienenweg Anschluss an die Mittelpunkte des gewerblichen Lebens und so die Möglichkeit erhalten, einzelne Erwerbszweige selbst für den grössern Wettbewerb auszubilden. Wo früher Posten einen bescheidenen und langsamen Personverkehr vermittelten, da führen jetzt Eisenbahnzüge tagaus tagein Hunderte von Menschen und Tausende von Warenlasten heran oder hinweg. Sogar für manches Dorf ist ein Bahnhof schon zur Lebensfrage geworden, und Orte, die früher in idyllischer Ruhe dalagen und mit ihrem Verkehre nur auf die nächste Stadt angewiesen waren, sind gesuchte Ausflugspunkte oder Sommerfrischen geworden, oder sie haben, wie Penzig und Weisswasser, einen Industriezweig aufgenommen, der sie am Weltverkehr teilnehmen lässt.

Wer möchte sich anmassen, schon heute zu sagen, wie es nach abermals hundert Jahren in unserer Stadt und unserer Gegend aussehen wird? Fast vor unsern Augen gestaltet sich ja das Verkehrsleben in dem Heimatorte um. Der Strom des Lebens zieht sich unverkennbar immer mehr von der Altstadt hinweg, und die frühern Brennpunkte, der Unter- und der Obermarkt, büssen fast jährlich an Bedeutung ein und müssen zusehen, wie die Strassen nach dem Bahnhofe ihnen den Rang ablaufen. Vor allem werden dies auch die ehemals so berühmten Gasthöfe der Altstadt schmerzlich zu empfinden haben.

Geht diese Entwicklung in der Stadt einen schnellern Gang und weist sie deshalb auch grössere Schwankungen auf, so ist das platte Land im allgemeinen in den Grundbedingungen seines Lebens beständiger und so auch dem Wechsel weniger stark unterworfen.

Bei dem Mangel an Steinkohlen- und Erzlagern, fern von einem schiffbaren Strome, ist die dörfliche Bevölkerung unserer nähern wie weitern Umgegend im grossen ganzen noch heute wie schon früher hauptsächlich auf die Feld- oder die Waldwirtschaft angewiesen, und es wird so voraussichtlich auch bleiben.

Der Wald nimmt noch immer grosse Strecken, besonders in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda, ein, wo er sogar den Durchschnitt des ohnehin waldreichen Schlesiens um das Doppelte übertrifft, indem er 57% der ganzen Fläche ausfüllt. Heutzutage stellen nun die Forsten glücklicherweise einen ganz

anders wertvollen Besitz dar, als etwa vor zweihundert und hundert Jahren: heute sind sie nicht mehr das freie Geschenk der Natur, sondern Beamte und Fachmänner hegen und bewirtschaften den Wald nach den Grundsätzen der Forstwissenschaft, und unsere Stadt ist mit Recht stolz auf ihre Heide, die nicht nur räumlich einen stattlichen Besitz darstellt (rund 30000 ha), sondern auch, musterhaft verwaltet, wirtschaftlich die beste Einnahmequelle unserer Stadtverwaltung ist.

Mannigfaltig ist die Ausnutzung der Erzeugnisse unserer Wälder; obenan steht natürlich die Holzgewinnung, die in Umtriebszeiten von etwa 90—120 Jahren vor sich geht. Aber auch jüngere Stämme werden alljährlich in grossen Mengen verkauft, denn das Bau- und Zimmergewerbe, die Bergwerke, die Telegraphenverwaltung u. s. w. haben unausgesetzt Bedarf an Nutzholz der verschiedensten Stärke, ungerechnet was an Brennholz oder für die Cellulosegewinnung verlangt wird. Dampf- oder Wassersägewerke haben sich daher gleich in der „Heide“ oder in deren Nähe angesiedelt, und so bietet der Wald mannigfache Arbeit.

Die Waldstreu wird in den rationell bewirtschafteten Waldungen gar nicht oder nur an die ärmsten Leute der Heidedörfer abgegeben, denn sie gerade ist es, die den Nährboden des Waldes verbessern hilft. In den sogenannten Bauernwäldern unserer Oberlausitz aber sieht man leider noch häufig diese Streu jährlich herausholen, und so gewähren denn gerade diese Waldungen auch ein trauriges Bild, denn da die Humusbildung verhindert ist, so ist auch der Baumwuchs beeinträchtigt.

Zur Sommerszeit bildet für die armen Leute der Heidegegenden die Ausbeute des Waldes an Pilzen und Beeren einen nicht zu unterschätzenden Erwerbszweig, seitdem infolge der bequemen Bahnverbindungen die Grosshändler aus Berlin oder Dresden ihren Bedarf an diesen Naturprodukten gleich an Ort und Stelle decken können.

Der Ackerbau mit allen seinen Nebenzweigen steht in unserer Heimat auf hoher Stufe; auch er hat sich die grossen Errungenschaften und Erfahrungen der Wissenschaft zu nutze gemacht, und eine landwirtschaftliche Winterschule in unserer Stadt sorgt dafür, dass die Aufklärung auf diesem Gebiete in immer weitere Kreise dringt.

Die hauptsächlich bei uns gebauten Getreidearten sind Roggen, Hafer und Weizen, doch spielen auch Raps und die Hackfrüchte wie insonderheit die Kartoffel in Gegenden mit leichterm Boden eine wichtige, ja manchmal die erste Rolle. Buchweizen, Hirse und Flachs sieht man in unserer nächsten Umgebung selten, aber in den Heidegegenden unserer Oberlausitz bilden sie eine stehende Erscheinung. Die Erträge des Körnerbaus bringt der Landwirt gern am Donnerstag, der deshalb wohl auch scherzhaft „Bauernsonntag“ genannt wird, nach unserer Stadt zur Getreidebörse, und es geht da ein reges Tauschen und Kaufen an, bei dem sicher auch ein grosser Geldumsatz erzielt wird.

Futterkräuter und das Wachstum der Wiesen haben in letzter Zeit, seitdem bei der Verbilligung des Brotkorns durch Einfuhr ausländischen Getreides der Ertrag des heimischen Körnerbaus im Rückgang begriffen ist, eine stetig zunehmende Bedeutung gewonnen, denn der Landwirt sieht sich genötigt, die Rindviehzucht mehr und mehr in den Vordergrund zu stellen. Das Molkereiwesen ist in starkem Aufschwunge begriffen, und wirkliche oder nur gelernte „Schweizer“ treffen wir auf den grössern Gütern jetzt fast überall an. Auch der Schafzucht wird wieder grössere Aufmerksamkeit zugewendet. Noch auf einen andern Erwerbszweig ist der Forst- oder der Landwirt in jüngerer Zeit gekommen oder besser: er hat ihn nach altem Vorbilde in verstärktem Masse aufgenommen: da wo der Boden nicht genügenden Ertrag verspricht, werden Fischteiche gebaut, sobald günstige Wasserverhältnisse vorhanden sind, und manche dieser Anlagen haben sich mit ihrer Karpfenzucht den Markt der grossen Städte zu erobern gewusst; ich erinnere da nur an die Fischteiche der Herrschaft Uhyst oder auch an die unserer Heide.

Der Gemüsebau unserer Gegend deckt noch nicht recht den Bedarf, doch könnte er wohl ohne weiters noch verstärkt werden. Vorläufig sehen wir namentlich im Sommer die Gemüsehändler von Zittau und selbst von Liegnitz her auf den Wochenmärkten unserer Stadt ihre Erzeugnisse feilbieten und unsern Stadtgärtnern arge Konkurrenz machen.

Ebenso könnte wohl auch der Obstbau bei uns noch eine Verstärkung und Verbesserung erfahren, denn seine Erträge erfüllen, wenn vielleicht auch in der Quantität, so doch offenbar nicht in der Güte die Anforderungen der Neuzeit. Erwähnt sei

hierbei, dass in früheren Jahrhunderten in unserer Oberlausitz lebhafterer Weinbau zu Kelterzwecken getrieben worden ist, woran noch der nicht so seltene Flurname „Weinberg“ (z. B. bei Görlitz, Thielitz, Horka, Collm u. s. w.) erinnert. Doch ging dieser Zweig des Obstbaus wohl überall in den Zeitläuften des dreissigjährigen Kriegs ein, und die Neuzeit hat ihn bei den immer besser werdenden Verkehrsmitteln, die einen guten Tischwein leidlich billig heranschaffen helfen, nicht mehr aufnehmen wollen. Denn sicher waren daran nicht, wie man wohl gemeint hat, verschlechterte klimatische Verhältnisse schuld, sondern eben die gesteigerten Anforderungen an einen trinkbaren Wein. Kein Zweifel, der gute Matthias Claudius hätte auch von unserm Lausitzer Wein gesungen: „ . . . Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein.“

Doch auch in anderer Richtung suchte der Fleiss des Landbewohners seine Bethätigung, und er fand Mittel und Wege zu Erwerb und Gewinnung des täglichen Unterhalts oder darüber hinaus zur Gründung von Vermögen. Alles was die Natur auf oder unter der Erde bot, ward aufgespürt und nutzbar gemacht.

Die Wasserkraft der Flüsse und Bäche musste gewerblichen Anlagen aller Art dienen; das klare Wasser der Bäche selbst ward bei der Bleicherei verwendet. Die häufigsten Gesteinsarten unserer Oberlausitz, Granit und Basalt, oder der schon seltenere Sandstein (z. B. bei Hohkirch, Langenau, Penzig) wurden abgebaut und mannigfach verwertet. Der Dachschiefer bei Goldentraum, der Kalkstein bei Hennersdorf, Ludwigsdorf und Neundorf wurden zu baulichen Zwecken herangezogen, und der Raseneisenstein der Heidewaldungen führte zur Anlage von zahlreichen Eisenhämmern, die allerdings im Aussterben begriffen, teilweise schon nicht mehr im Betriebe sind (Neuhammer, Schnellpförtel, Mühlbock, Keula, Boxberg, Burghammer u. a.). Lehm und Thon kommen ziemlich häufig vor und werden mit Eifer in Ziegeleien oder Thonfabrikanlagen abgebaut, von denen einzelne weiten Ruf geniessen. Der feine Quarzsand unserer Nadelwälder, verbunden mit der Wohlfeilheit des Holzes, schuf die Grundlage für das Aufblühen der Glasindustrie von Penzig, Rauscha, Weisswasser, und der Sand von Hosena-Hohenbocka geht, als der feinkörnigste, weit über die Grenzen unserer Lausitz hinaus. Auch der Torfstich in den

Waldniederungen der Heide oder bei Kaltwasser ist nicht unerheblich, vor allem aber ist der bergmännische Abbau der Braunkohlenlager bei Lichtenau, Hermsdorf, Schönbrunn, Moys, Troitschendorf u. s. w. von hoher wirtschaftlicher Bedeutung.

Der Kleinbauer und der Handwerker auf dem Lande warf sich im achtzehnten Jahrhundert in einzelnen Dörfern unserer Gegend mit grossem Eifer auf die Spinnerei und Weberei von Garn, und noch bis vor knapp einem Menschenalter spielte diese Hausindustrie der Leinwandweberei besonders in den Orten Geibsdorf, Schreibersdorf, Pfaffendorf, Linda, Küpper, Bellmannsdorf u. s. w. eine wichtige Rolle. Zwar ist sie dort auch heute noch nicht ganz erloschen, doch scheint sie in dem Kampfe gegen die Grossindustrie mit ihren bewundernswert feinen und schnell arbeitenden Maschinen leider dem gewissen Untergange geweiht zu sein, und viele Weber sehen sich wenigstens im Sommer schon jetzt nach lohnenderem Erwerbe, etwa im Bauhandwerk, um.

Die kleinen Nachbarstädte von Görlitz bilden in ihrer Bevölkerung und deren Erwerbsleben sozusagen den Übergang vom Dorfe zur Stadt; die „Ackerbürger“ treiben wohl in erster Linie Landwirtschaft, aber auch manche gewerbliche Unternehmung bildete sich als „Spezialität“ heraus. So besassen Rothenburg, Seidenberg und Muskau ehemals einen gewissen Ruf in der Töpferei; Gerberei und Herstellung von Schuhwaren ist noch heutzutage in Schönberg, Seidenberg und Hoyerswerda nicht ohne Bedeutung.

Unser Görlitz war, wie wir wissen, von vornherein als ein Mittelpunkt für Handel und Gewerbe gegründet und sollte namentlich für den Durchgangsverkehr nach dem städtearmen Osten dienen. Von kleinen Anfängen entwickelten sich hier die verschiedenen Betriebe allmählich in immer grösserm Massstabe, und schon früh wird das Gewerbe der Brauer wie die Kunst der Tuchmacher als besonders bedeutungsvoll und einträglich genannt. Die Märkte unserer Stadt wuchsen zu umso grösserer Bedeutung heran, als Görlitz nach seiner günstigen Lage im Übergangsgebiete vom Gebirgslande zur Ebene leicht deren beiderseitige Erzeugnisse austauschen konnte und dies gar seit dem Bau von Eisenbahnen umso leichter that, als nicht weniger

denn fünf Schienenwege Waren und Personen in die Stadt herein und wieder hinausführen konnten.

Kein Wunder, dass die mannigfachsten Industriezweige sich hier heimisch machten, von denen einige sogar zu europäischem Rufe emporblühten. Wer könnte all die Fabrikanlagen unserer Stadt bei der Vielgestaltigkeit unsers heutigen Erwerbslebens aufzählen? Nur einiges sei herausgegriffen. An tausend Arbeiter strömen täglich in die Fabrik für Herstellung von Eisenbahnmaterial, die im Volksmunde kurzweg die „Waggonfabrik“ heisst, oder nach der Maschinen-Aktienfabrik in der Lutherstrasse. Von weit und breit her ergehen Bestellungen an die Unternehmer der Herstellung von Möbel- und Transportwagen aller Art. Görlitz geniesst ferner den weitesten Ruf in der Fabrikation von photographischen Bedarfsartikeln. Die Möbeltischlerei hat grossen Umfang angenommen und beschäftigt viele hundert fleissige Hände. Auch der Herstellung von Schaukelpferden werden viele Kinder bei dem Namen Görlitz gern und dankbar gedenken. Vor allem aber wollen wir zuletzt nicht vergessen an die grossartigen Fabriken von Tuchen und von Gloria- wie auch von sogenannten Orleansstoffen zu erinnern, die unserer Stadt einen europäischen, wenn nicht Weltruf sichern.

Sonach dürfen wir den Stadt- wie Landbewohnern unserer heimatlichen Erde wohl das Zeugnis ausstellen, dass sie mit klarem Blick die Vorteile wahrgenommen haben, die ihnen die Natur bot, und dass sie mit rührigem Fleiss und anerkennenswerter Thatkraft die Geschenke Gottes verwertet haben. Arbeit hat auch bei uns von jeher der Bürger und der Bauer als seine Zierde betrachtet, und Segen war der Mühe Preis. Möge sich unsere Heimat unter den Segnungen des Friedens auch weiter gedeihlich entwickeln, möge sie aber auch über den engen Rahmen hinaus beitragen helfen zu nationaler Wohlfahrt und Gesittung!

Oberlehrer Schmidt.

XXII.

Ein Ausflug in die Wendei.

(Juli 1901.)

Sind die ersehnten grossen Ferien glücklich herangekommen, so hält man wohl im Vollgefühle der Freiheit, thun und lassen zu können, was einem behagt, Heerschau über längst gehegte Entwürfe und Wünsche. So manche Arbeit, die bisher liegen bleiben musste, wird hervorgezogen, und mancher Reiseplan kann nun mit gutem Gewissen ausgeführt werden. So schwebte mir schon seit längerer Zeit als Wanderziel die Wendei in der Gegend der Kleinen Spree und des Schöpsflusses vor Augen, jenes Gebiet also, das man wohl mit einem lieblosen Ausdrucke die „wendische Hundetürkei" nennen hört. So und so oft hatte ich jene Wälder mit der Bahn gekreuzt und mir vorzustellen versucht, wie es wohl dahinter aussehen möge. Denn wie es so geht, man macht sich nach mündlichen oder gedruckten Berichten ein Bild von Leuten und Gegenden und möchte dann zuschauen, inwieweit die Wirklichkeit ihm entspricht. Wer sich aber ein Ziel für seine Wanderung setzt, wie es mir für diesmal vorschwebte, thut gut, nicht zu vielen davon zu erzählen. Denn sagt man, Märzdorf, Sprey und Nochten seien das Ziel der Sehnsucht, so fragt der eine, wo denn das alles zu finden sei, der andere hat gar nur ein mitleidig-überlegenes Lächeln für solches Vorhaben. Nun, über den Geschmack ist eben nicht zu streiten. Wer verwöhnt ist und den neuzeitlichen Schmuck des Lebens nicht entbehren kann, wer sich nicht ein paar Stunden rechtschaffen zu hungern und zu dürsten getraut, der bleibe jenen Gegenden fern. Wer aber abseits der Städte und Bahnen Erholung sucht, stille Waldlandschaften liebt und auch in der ödesten Heide noch Poesie zu finden weiss, wer sich mit Fluss- und Wiesenlandschaften begnügt, vor allem aber unverfälschte, schlichte Natur und einfache Leute sehen will, dem kann ich getrost raten, meinen Spuren zu folgen.

Das Wendenvölkchen ist es wohl auch wert, dass man sich eingehender mit ihm beschäftige. Verstehst du die wendische Sprache, um so besser; aber auch wer sie nicht beherrscht, braucht sich vor einem Ausfluge dahin nicht zu fürchten: er

kommt mit seinem guten Deutsch überall durch, denn hinter jenen Wäldern wohnen auch noch recht gute Preussen, und so sehr die Wenden auch mit Liebe an ihrer Sprache und Stammesart hängen, so halten sie sich doch gänzlich fern von jener slawischen Anmassung und Feindseligkeit gegen den Deutschen, die wir in unsern östlichen Provinzen gerade heute noch erleben müssen.

Ich hatte das Glück, einen gleichgestimmten alten Freund und Amtsgenossen für meine Wanderfahrt zu gewinnen, der mit mir der Ansicht war, dass man „für die Wissenschaft immer noch Botendienste thun" könne, wie es der bekannte Kulturhistoriker W. H. Riehl einmal hübsch ausgedrückt hat. Es bedurfte keiner langen Zurüstungen: eines schönen Morgens holte ich den Gefährten, der mit mir den Sprung ins Dunkle wagen wollte, fast beim ersten Hahnenschrei in Niesky ab, und mit leichtem Ränzel und frohem Sinn zogen wir fürbass. Durch die landschaftlich wirklich anmutigen Gegenden von Quitzdorf und Collm strebten wir der vielen Görlitzern noch ganz unbekannten Dubrau (deutsch = Eichwald) von Gross-Radisch zu. Vor nicht gar so langer Zeit war Collm, dessen Name schon slawischen Ursprung verrät (deutsch = Berg, Hügel) ein wendisches Dorf; heute ist es deutsch, wenn auch die Gräberinschriften des Friedhofs noch manchen wendischen Familiennamen aufweisen. Eigentümlich berührt die gutgemeinte, aber manchmal doch recht wunderbare Poesie anf den Collmer Leichensteinen; sie erinnert ein wenig an die berühmten „Marterln" Bayerns.

Sofort hinter dem „Weinberg" bei Collm traten wir in den freundlichen Bergwald der Dubrau, die ein liebliches Gemisch von Nadel- und Laubbäumen in schönen Beständen zeigt. Auf dem Monumentenberge hielten wir die erste Rast und genossen eine zwar etwas dunstige, aber umfassende Aussicht in die Lausitzer Bergwelt nach Süden und Südwesten. Für zwei Tage galt es jetzt Abschied zu nehmen von dem gewohnten Anblicke der heimischen Berge. Mit Gross-Radisch war der erste wendische Ort erreicht, aber, wie stets an der Grenze, so mischen sich auch hier die beiden Sprachen recht stark, und schon hat die deutsche das Übergewicht erobert. Im sanften Abstieg ging es weiter über Prauske nach Weigersdorf, einem recht ansehnlichen und anscheinend auch wohlhabenden Dorfe. Von hier an führte uns unser Weg eine ganze Zeit lang durch sandige, echt wendische Heide. Wie sieht es nun da eigentlich aus? Fast

überall gewahren wir dasselbe Bild. Der Wald nimmt oft riesige Flächen ein, der wirtschaftliche Ertrag ist aber unmöglich ein bedeutender. Stundenlang kann man in reiner Kiefernheide wandern, ohne eine Fichte zu Gesicht zu bekommen. Der Boden ist dürr und zeigt oft den nackten Sand; kein Unterholz belebt den Wald, Preissel- oder Blaubeeren fehlen häufig ganz, denn die Leute nehmen sie wie die etwaige Grasnarbe gar zu gern als gute Beute zur Streu mit nach Hause; keine Blume erfreut das Auge des Wanderers; dafür überzieht eine unheimliche graue Flechte nicht nur den Boden, sondern sie kriecht auch an den Baumstämmen in die Höhe und hindert eine gedeihliche Entwickelung des Waldes. Zahlreiche Fahrwege durchkreuzen den Forst, selten aber wird man einem Wagen begegnen. Im mahlenden Sande ermüdet der Fuss leicht; dazu muss man auf der Hut sein, denn aus dem Boden ragen da und dort knorrige Wurzeln hervor und drohen den unachtsamen Wanderer unliebsam zu Falle zu bringen.

Unser Ziel war eigentlich Buchwalde, aber wohl infolge zu eifriger Unterhaltung gerieten wir schliesslich nach Neudörfel. Für den Kenner des wendischen Waldes klingt solches Verirren wohl nicht so wunderbar, denn bei der Fülle der Wege und der Unklarheit, wohin nun eigentlich genau der Pfeil des Wegweisers zeige, kommt man leicht aus der Richtung; stets mit der Karte in der Hand wandern hat aber auch seine Unbequemlichkeit. Nebenbei sei hier gleich bemerkt, dass für die Wendei lediglich die sogenannten Messtischblätter des Generalstabs zu empfehlen sind.

Über dies Verlaufen waren wir schliesslich nicht allzutraurig, denn das gehört eben zu jeder rechtschaffenen Reise, und wir hatten jedenfalls nichts zu versäumen. Vor Neudörfel, das dem Gebiet des vielverzweigten Löbauer Wassers angehört, hatte sich die Landschaft wie mit einem Schlage verändert: Wiesen, Erlen und Weidengebüsch, aber auch hie und da Eichen säumten einen kleinen Wasserlauf ein, dessen Gastgeschenk eben jene Herrlichkeiten sind. Auch die Tierwelt scheint von dem Hauche des Baches zu leben, denn vor uns sprang ein Hase auf, und Elstern, Krähen und Störche erblickten wir an den Ufern, während wir uns aus der vorhergehenden, mehr als einstündigen Wanderung keines Vögelchens zu entsinnen wussten.

Wir durchkreuzten den kleinen idyllischen Ort, der sonst nichts Auffälliges bot, und gelangten nach dem ansehnlichen Guttau, wo wir durch einen Kaffee die erschlafften Nerven zu

beleben beschlossen. Im Gasthause war ziemliches Leben; der Majoratsbesitzer, ein junger Graf, hatte Entenjagd gehalten, und die Jäger schienen hier ihr Gepäck niedergelegt zu haben. Die Wirtsstube selbst aber, in der wir sassen, blieb verhältnissmässig ruhig, bis die wendischen Hofeleute, die eine Pause in der Erntearbeit gemacht hatten, das Zimmer füllten. Schnell zogen sie ihre Stücke trockenen Brotes hervor und tranken rasch ein Schnäpschen aus gemeinsamem Glase, denn schon drängte der pflichteifrige Inspektor wieder zum Aufbruch. Einer der Arbeiter suchte beim Weggange an uns noch eine Wildente loszuschlagen, die er „gefunden“ hatte. Aber was sollten wir Wanderer wohl mit einem solchen Braten anfangen!

Wir zogen nunmehr unsers Wegs weiter nach Leichnam zu; auf einem Damm am rasch fliessenden Löbauer Wasser, dann quer über abgeerntete Felder, schliesslich über Wiesen und ein Gewirr von kleinen Wasserläufen gelangten wir an diesen Ort, wo sich die grosse und die kleine Spree trennen; die vielverschlungenen Bäche, offenbar meist nur sogenannte Altwasser, zeigten hie und da Spuren einer letzten Überschwemmung und waren teilweise recht schlammig; einige Überbleibsel von alten Brücken fanden wir wohl, mussten aber doch meist die Gräben überspringen.

Nach einer kurzen Erfrischung, die wir uns angesichts des heissen Tags hier gönnen durften, wanderten wir mutig, der Spree folgend, fort nach Commerau und bogen da in die schöne grosse Strasse ein, die von Bautzen nach Muskau führt und die so recht die Lebensader dieses Strichs der Wendei darstellt. Da es uns bei unserer Reise aber weniger auf die sächsische als auf die preussische Seite ankam, so strebten wir nordwärts an Teichen vorüber nach Lieske zu, wo wir wieder die kleine Spree, von nun an unsern Wegweiser, erreichten. Als gute Preussen ärgerten wir uns beim Überschreiten der Grenze nicht wenig, weil die Strasse auf sächsischem Gebiete durch ihre schönen Eichen, Ahorne und Eschen einen so wohlthuenden Eindruck gemacht hatte, jetzt aber, auf preussischer Seite, standen die Bäume meist windschief und waren wieder mit jener leidigen Flechte überzogen. Doch trösteten wir uns später ein wenig, als wir erfuhren, dass dort der Staat, hier eine Privatherrschaft für die Unterhaltung der Chaussee zu sorgen habe.

Zunächst dem vielverschlungenen Spreelaufe folgend, wobei wir sogar einen kleinen Buchenhain durchquerten — eine Oase

in der Wendei zu nennen — dann kreuz und quer durch dürreste Kieferheide ziehend, gelangten wir an das vorläufige Ziel unsers ersten Wandertags, ins Dorf Uhyst an der Spree, Haltepunkt der Kohlfurt-Falkenberger Bahn.

Da die brennende Hitze des Tages uns nicht wenig zugesetzt hatte, suchten wir alsbald den Gasthof auf und gedachten hier für diese Nacht Hütten zu bauen. Nachdem wir uns aber ein wenig einzuleben Anstalt gemacht hatten, hielten wir es doch für geratener, nicht hier, sondern in der guten Stadt Hoyerswerda das Ruhelager zu begehren. Glücklicherweise ging noch bei leidlich guter Zeit ein Zug dahin. Wir schnürten also noch einmal unser Bündel, besahen den Friedhof des Orts und nahmen das alte Pädagogium in Augenschein, das im 18. Jahrhundert, bevor Lehrer und Schüler nach Niesky übersiedelten, in Uhyst bestanden hatte, und dampften alsdann nach Hoyerswerda ab. Hier kehrten wir in einem freundlichen Gasthofe am Markte ein und stärkten uns an Speise und Trank; ich begrüsste einige alte Bekannte und konnte liebe Erinnerungen auffrischen, und als wir uns zur Ruhe begaben, empfanden wir einen nicht geringen Stolz als Kulturmenschen und fühlten wenig Reue über unsere vorläufige kurze Fahnenflucht aus der wendischen Heide.

Am nächsten Morgen reichte die Zeit noch zu einem kleinen Ausflug an der Elster aufwärts in die schöne Wiesen-, Busch- und Wasserlandschaft von Dörgenhausen, dann aber galt es, zur Bahn zu eilen, um in Uhyst unsere eigentliche Wanderfahrt weiter zu spinnen.

Wieder an der Spree entlang, an Teichen vorbei und durch kleine Waldabschnitte ging es unmittelbar aus dem Bahnzuge nach Schöpsdorf und Märzdorf zu, wo wir uns infolge der beträchtlichen Hitze zur ersten Rast genötigt sahen. Zuvor aber besuchten wir die Kirche und den Friedhof des Orts. Das hölzerne Gotteshaus bietet äusserlich nichts Besondres und ist innen von der denkbar grössten Schlichtheit. Wie in allen wendischen Kirchen sind unten die Sitzbänke für die Frauen, in den Chören haben die Männer ihre Plätze. Das Orgelchor zeigt eine starke Ausbuchtung; darin stehen die Sänger, zumeist Schulkinder. Die Orgel machte einen recht schadhaften, sicher sehr alten Eindruck, und es war vielleicht ganz gut, dass wir sie auf ihre musikalischen Leistungen nicht untersuchen durften. Dem Orgelchor gegenüber steht der Altar, und über diesem schwebt

die Kanzel. Der Altar ist von rührender Einfachheit; ein paar breite weisse Bänder bilden die Brustwehr für die Feier des heiligen Abendmahls. Der fast einzige Zierat der ganzen Kirche besteht in einigen Kränzen, die an den Chören zum Andenken an teure Verstorbene aufgehängt worden sind. Die Sakristei ist erst recht schmucklos: ein kleines Bücherbrett und ein Klapptisch, der an der Wand befestigt ist, bilden die einzige Ausstattung. Obwohl nun Märzdorf ein echt wendischer Ort ist, wird der Gottesdienst doch auch abwechselnd in deutscher Sprache gehalten, wie es wohl überhaupt in unserer Oberlausitz keinen Punkt mehr giebt, wo ausschliesslich wendisch gepredigt würde. Die Schule ist ja hier überall deutsch, und so ist denn auch für den deutschen Gottesdienst allerwärts ausreichendes Verständnis vorauszusetzen.

Der Friedhof von Märzdorf, ein rechter „Kirchhof", lag im schönsten Sonnenglanze einsam, fast melancholisch da; das Ganze ein rührendes Zeugnis von der Armut der Gegend. Schlichte Holzkreuze, bunt gestrichen und von teilweise seltsamer Form, geben meist in wendischer Sprache den Namen des Verstorbenen, führen sein Alter nach Jahren, Monaten, Tagen an und nennen die Zahl der trauernden nächsten Hinterbliebenen; so z. B.: um ihn trauern die Mutter, 3 Brüder, 2 Schwestern. Das weite Gräberfeld zeigte kaum an einer Stelle Schmuck von gepflegten Blumen; Skabiosen, Steinnelken und Taubnesseln wuchsen wild umher, und das einförmige Summen der Bienen stimmte so recht zu der stillen Stätte der Toten.

In dem kleinen Gasthause nahe der Kirche sah alles recht sauber und freundlich aus. Während eines einfachen Imbisses suchten wir ein wenig Fühlung mit einem würdigen alten Herrn, der am Nachbartische sein Gläschen einfaches Bier trank und die Zeitung las. Es war der emeritierte Lehrer von Märzdorf, der hier 35 Jahre lang seines Amtes gewaltet hatte. Welche Fülle von Entsagung würde es für den Bewohner einer grossen Stadt bedeuten, wenn er als Gebildeter über ein Menschenalter in einem so armen Dorfe ohne jede Zerstreuung, ohne Konzert und Theater, ja so weit ab von Arzt und Apotheker, die beste Kraft des Lebens einsetzen müsste! Sicher würde er wenigstens nach erfüllter Pflicht aus solcher Enge hinausstreben.

Wir ergriffen, nicht bloss gestärkt, sondern auch in mancher Beziehung erhoben, den Wanderstab und schlugen, das anmutig

im Thale liegende Bärwalde links lassend, unsern Weg nach Sprey ein. Wir bewunderten die grossartigen Spargelkulturen, die ein einsichtiger und rühriger Landwirt fast aus einer Einöde auf leichtestem Boden geschaffen hat, und traten wieder in den Heidewald ein. Am Rande des Schöpsthales angekommen, sahen wir ein neues Landschaftsbild sich aufthun. Drüben, jenseits der Brücke, lag auf einem kleinen Berge das Dörfchen Sprey, fast sämtliche Häuser aus Holz gebaut; an der Lehne des Abhangs zum Flusse erblickten wir gartenähnlich angepflanzte Wachholderbäume, sozusagen die Cypressen unserer ärmsten nördlichen Gegenden. Dieser sonderbare Schmuck der Landschaft erweckte in uns sofort den Gedanken, wie gespensterhaft diese Gegend im Abendnebel des Herbstes aussehen müsste. Die wohlthätige Nähe des Flusses, der leider nur den klangvollen Namen „Schöps" führt, machte sich übrigens in der Vegetation auch sonst bald bemerklich. Ausser einigen Laubsträuchern am Flusse gedeihen hier im leichten Sandboden nicht bloss Kartoffeln und ein wenig Roggen, sondern hie und da sahen wir auch die Immortelle, den Frauenflachs und die Hauhechel blühen.

Als gute Lausitzer mussten wir natürlich den Zusammenfluss von Spree und Schöps schauen, und als wir an dieser Stelle die heissen Füsse kühlten, empfanden wir die Wahrheit des Pindarschen Wortes: Das Wasser ist das Beste. Doch da zog ein schweres Gewitter herauf und nötigte uns, schleunigst den Schutz des Dörfchens Sprey aufzusuchen, das nach knapp zehn Minuten erreicht ward. Kaum waren wir in die armselige Schenke des Orts eingetreten, so öffnete der Himmel seine Schleusen, und es goss unendlicher Regen herab, der alles Volk vom Felde trieb. Bald schauten neugierige Mädchenaugen scheu zur Thür herein und betrachteten uns wie ein paar Wundertiere. Der Verwalter der Wirtschaft dagegen, der im Namen der verwitweten alten Besitzerin regiert, trat in die Gaststube selbst und brachte uns ein paar Flaschen Bier, nachdem die Wirtin es abgelehnt hatte, uns einen Kaffee zu bereiten. In welchem Gewande sich die alte, sonst höchst würdige Frau uns zeigte und wie die Biergläser aussahen, das bleibe lieber höflich verschwiegen. Ländlich, sittlich. Nur durch gutes Zureden war mein Freund zu bewegen, dem gastlichen Hause die Ehre eines Trunks anzuthun.

Der stellvertretende Wirt liess sich bald in ein Gespräch ein, hielt uns zuerst für Beamte der Wasserbauverwaltung, die

den Schöps zu regulieren kämen, und erzählte uns dann voll Stolz, dass er bei den Garde-Ulanen gedient habe. Der griechische Dichter Menander hat einmal gesagt, dass schlecht nährende Gegenden tüchtige Männer hervorbringen. Nun, auf die Wendei kann dies Wort in militärischem Sinne wohl angewandt werden, denn gerade der Wende wird verhältnismässig oft zur Garde ausgehoben, weil es alles gut gewachsene, anstellige und willige Leute sind. Dies traf zwar auch auf unsern ehemaligen Gardisten in Sprey zu, doch stimmte uns seine unverblümte Anspielung auf ein Schnäpschen oder ein Glas Bier arg herab.

Inzwischen war der Platzregen verrauscht, und wir brachen auf, herzlich froh, der dumpfen Hütte entronnen zu sein, wo auf dem Tisch das Brot so offen als willkommenes Angriffsobjekt für zahllose Fliegen dagelegen hatte. Draussen empfing uns balsamische Luft, der heisse Sand war gekühlt, und leichtbeschwingt pilgerten wir gen Nochten.

Gerade von diesem Orte nun hatte ich mir aus verschiedenen Quellen ein eigenartiges Bild aufgebaut. Da hiess es in einem alten Buche aus der Zeit um 1700, die Frauen zögen hier und in Boxberg noch selbst den hölzernen Pflug und es sei die armseligste Gegend auf weit und breit; nach andern wieder musste man sich die Leute fast sämtlich als Köhler vorstellen; zudem versprach uns das Messtischblatt ein Dorf, das noch ganz in der alten wendischen Art eines „Rundlings“ gebaut sei. Grund also genug, Nochten aufzusuchen. Als wir uns dem Orte näherten, war freilich der erste Eindruck wenig ermutigend. Die Felder am Waldrande sahen elend genug aus und schienen nur das zweite, höchstens das dritte Korn zu versprechen oder die Aussaat überhaupt nicht zu lohnen. Der Boden ist ja meist Flugsand, der sich bei Stürmen sozusagen auf Wanderschaft begiebt, und es hält somit schwer, auch nur Kiefern anzupflanzen. Auf einer grösseren Fläche dicht vor dem Dorfe war es versucht worden, aber weite Lücken bewiesen, wie manches Pflänzlein verschüttet oder nicht angegangen war. So armselig ist also hier stellenweise der Boden, dass man wohl in der Gegend mit Humor sagt: „Das Beste vom Acker fliegt in der Luft herum.“ Als wir aber ins Dorf selbst eintraten, fühlten wir uns in jeder Beziehung angenehm berührt. Die Kinder begegneten uns artig mit deutschem Gruss; die Schule, das Pfarrhaus, die Kirche, der Gasthof an der Chaussee, die Bauerhäuser sehen alle recht schmuck

aus, denn nach mehreren Bränden in jüngerer Zeit ist ein neues hübsches Dorf erstdnden, das sich sehen lassen kann, bei dem aber leider auch die altwendische Anlage nicht mehr deutlich zu erkennen ist. Im Gasthause sah alles sauber, sozusagen deutsch aus; eine wendische Zeitung lag hier so wenig, wie sonst in einem Gasthause der Wendei aus; dafür versorgt das deutsche Kreisblatt mit den wichtigsten Nachrichten. Der Wirt selbst, der in Berlin als Gardeschütze gedient hatte, erwies sich als aufgeklärter und ganz gebildeter Mann, mit dem es sich ausgezeichnet unterhielt. Er gab uns bereitwillig über Nochten und seine Bevölkerung Auskunft und hob besonders hervor, wie diese gar nicht so unvermöglichen Leute früher im Rufe der Armut gestanden hätten, jedenfalls weil sie besonders vor den Behörden recht demütig und erbärmlich zu thun verstanden hätten, wohl zumeist in der Hoffnung, den Steuern zu entgehen.

Köhlerei wird in den Wäldern um Nochten auch heute noch betrieben, und die gewonnene Holzkohle geht gewöhnlich auf dem Landwege nach Bautzen, das noch immer für die Wenden der wirtschaftliche Mittelpunkt, „die Stadt“, ist. Leider war es uns nicht vergönnt, einen Kohlenmeiler im Betriebe zu sehen, aber an verschiedenen Punkten waren wenigstens die Brandstätten noch deutlich sichtbar. Jedenfalls bezieht sich auf dies dunkele Gewerbe der Nochtener und ihre Einkehr in Bautzen, wo die für arm geltenden Leutchen nicht gerade gern gesehene Gäste sein mochten, ein Spott- und Scherzwort: „Wir sind Nochtener; was wir trinken, bezahlen wir; vor dem Teufel fürchten wir uns nicht, aber wenn der Schornsteinfeger kommt, da erschrecken wir.“

Schliesslich trennten wir uns nur ungern von dem freundlichen Orte und nahmen noch sozusagen ein liebliches Familienbild mit auf den Weg: eine alte Frau sass, umgeben von einer Schar kleiner Kinder, auf dem Erdboden des Gehöftes und liess sie unter ihrer Aufsicht im Sande mit Wägelchen und Puppen spielen. Die Eltern der Kleinen waren jedenfalls draussen auf dem Felde mit der Ernte beschäftigt.

Durch einsame Heiden wanderten wir weiter, jetzt nach Süden zu in der Richtung auf Mücka, wo wir Abends den Zug nach Niesky und Görlitz erreichen wollten. Über die Buttermilchberge mit ihrem tiefen gelben Sande, jedenfalls Dünen eines vorzeitlichen Meeres, wo die Wege von den Köhlern mit der

Borkenrinde der Kiefern „gebessert“ werden, stiegen wir wieder in das Schöpsthal hinab und bemerkten als erstes Wahrzeichen wie in Sprey Wachholderbüsche. Als wir in Eselsberg unsern guten Freund, den Schöpsfluss, selbst wiedersahen, that sich vor unsern Augen eines der freundlichsten Bilder von unserer ganzen Reise auf; die Mühle, das Wehr, die Wiesen, der Fluss mit seinem grünen Gebüsch, das weite Thal in der Umrahmung eines dunkeln Waldes, das alles bot einen eindrucksvollen Anblick. Zu unserer Verwunderung weilten in der Mühle sogar Berliner Schulkinder zur Sommerfrische, ein Beweis, dass die Gegend doch noch nicht ganz so weltverlassen und — vergessen sein kann, als man gewöhnlich meint. Reichwalde und das in Wald- und Teichlandschaft anmutig gelegene Creba waren die letzten Punkte unserer Wanderung in wendischen Gefilden. Die Eisenbahn beförderte uns noch gegen Mitternacht von Mücka aus einen jeden ins Bereich seiner vier Pfähle, an den eigenen Herd.

Wohl hatten wir uns für unsere Wanderung nicht gerade den besten Augenblick ausgewählt; wenn man das wendische Volk kennen lernen will, muss man es zu einer Zeit aufsuchen, wo nicht alles vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend vom Hause fern auf dem Felde weilt — man sollte sich z. B. den Besuch für den fröhlichen Frühherbst, die Zeit der Viehtrift, aufsparen — indes ist mir die Erinnerung an jene zwei Tage doch lebhaft in dankbarem Gedächtnis geblieben, und mein weitgereister Freund, der noch in den Osterferien zuvor Algier, die Sahara, die Ruinen von Karthago und soviele andere weltberühmte Orte gesehen hatte, versicherte mir noch später des öftern, dass er kaum je einen anziehendern und lehrreichern Ausflug gemacht habe als den in die Wendei. Denn auch einen bleibenden Gewinn wird man aus jenen Gegenden davontragen: bei den Wenden können wir Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit lernen; ihre Liebe zum heimatlichen Boden, der doch so karg ist, nötigt uns hohe Bewunderung ab, und vor allem müssen wir ihnen das Lob der Bescheidenheit und Genügsamkeit spenden, Eigenschaften, die in unserer Zeit sonst immer mehr abhanden zu kommen drohen.

Oberlehrer Schmidt.

